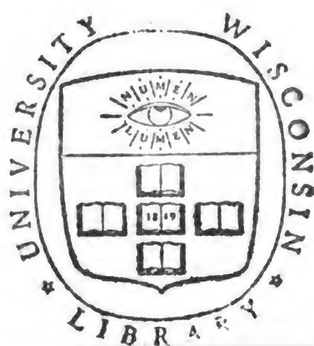

UNIVERSITY WISCONSIN
LIBRARY
NUMEN
LUMEN
1849

Ludwig Ganghofer

Der russische Niederbruch



Ullstein Kriegsbücher 1 Mark K 1.35

Mein Buch



Ullstein
Kriegsbücher



Der russische Niederbruch

Die Front im Osten
Zweiter Teil

Von

Ludwig Ganghofer

Mit zwei Übersichtskarten



1915

Verlag Ullstein & Co, Berlin-Wien

1.

11. Juni 1915

In Przemysl ist es still und leer geworden. Nur eine kleine Besatzung ist geblieben. Von den entflohenen oder ausgewiesenen Bürgern kehren manche zurück, das von den russischen Kulturfäusten mißhandelte und geplünderte Leben der verarmten Stadt beginnt sich langsam wieder zu ermuntern, man bekommt sogar für seinen quälenden Durst schon eine Tasse Tee mit Himbeersaft und an den Straßenecken stehen wieder die landsmännischen Polizisten, die auf eine deutsche Frage mit den Achseln zucken oder eine polnische Antwort geben.

Bevor ich Przemysl verließ, besuchte ich die von den Unseren erstürmten Forts. Sie sind eine in Trümmern redende Hymne auf die sieghafte Wirkung unserer Waffen, denen keine Kraft und kein Werk der Feinde zu widerstehen vermag. Drüben im Westen hab' ich von Maubeuge und vom Fort des Ayvelles erzählt. Diese Bilder wiederholen sich hier, sind umweht vom gleichen Schauer, sind erfüllt vom gleichen schreienden Schweigen. Hier aber war, als ich über das Gewirre der Schutthaufen kletterte, noch etwas Neues und Schreckliches dabei: die Menge der

gefallenen Feinde, die zu bestatten man keine Zeit gefunden. Unter ihnen sah ich einen, den ich nicht mehr vergessen werde. Nicht das Grauen, das von ihm ausging, prägte mir seinen Anblick ein — er wird mir unvergeßlich bleiben um des Gleichnisses willen, mit dem das fürchterliche, diesen Toten noch erfüllende Leben zu mir redete. Neben dem riesigen Trichter einer Zweiundvierziger-Granate lag er in der heißen Sonne und zeigte ein braunes, hartknochiges Asiatengesicht mit einer starrgewordenen Hohngrimasse um den lüsternen Mund und mit einer Qualfurche zwischen den Brauen. Der Körper war unversehrt, war von schönem und schlankem Wuchs; es hatte ihm nur ein Sprengstück der Granate die Scheiteldecke fortgerissen; von einem Gehirn war nichts mehr zu sehen; doch als ich vorüberging, störte mein Schritt das sumsende Leben auf, das sich in diesem leergefressenen Schädel eingenistet hatte. Wie aus einem Wespenneste, an das man mit einem Stocke schlägt, so kam es dick und schwärzlich aus der widerlichen Scheitelgrube herausgeflogen und umwob das höhnisch lächelnde und dennoch von Schmerz durchwühlte Gesicht des Toten mit einem schwirrenden Giftschleier. Und während Grauen und Ekel mich schüttelten, sah ich nicht einen gefallenen

Feind, nicht einen toten Kirgisen oder Kalmücken. Ich sah nur ein erschütterndes Gleichnis, sah den Leichnam eines Volkes, das in Treulosigkeit sich selbst erschlug, sah den Kopf und das Gesicht des schönen Italiens, sah ein starres Lächeln des Hohnes und daneben die verschleierte Qual einer Scham, von der ein unzerfressener Rest noch zurückgeblieben sein muß in den vielen Guten dieses üblen Landes. Ich sah einen Schädel ohne Gehirn, sah ihn ausgefressen von Habsucht und Lügen, für die ein Meister jener Worte, hinter denen die redlichen Begriffe fehlen, einen klingenden Namen fand: Egoismo sacro, der Geiergeiz mit dem Heiligenschein! Neben den roten Flecken des eingedörrten Blutes und neben der kalkweißen Todesblässe sah ich das ekelhafte Grün der Verwesung — sah die Bannerfarben eines Wortbrüchigen, der nicht siegen wird und dennoch Vittorio heißt. Sein Name wird sich als ebenso verläßlich erweisen wie sein Charakter.

Die Fliegen summen, ich wende mich angewidert ab, und die Ungezieferschwärme schlüpfen wieder in ihr grauenvolles Nest.

Fort von hier! Wir wollen schönere Bilder suchen, Bilder, aus denen die stählerne Ruhe, der redliche Mut und die unerschütterliche Siegeszuversicht der Unseren hervorleuchten, so, wie jetzt

die Morgensonne herausglänzt aus den langen Waldzügen, die zwischen Przemysl und Moszziska liegen.

Wir müssen an die dreißig Kilometer fahren. So weit ist die Front der Russen schon zurückgedrängt von der Festung, die sie verloren.

Unser Wagen gleitet durch Staubwirbel, in denen man nicht zehn Schritte weit zu sehen vermag. Alles Vorüberhuschende — die Straßenbäume, ein Festungswerk, die langen Reihen der eroberten Geschütze, die Truppenzüge und Kolonnen — alles hat unter diesen wehenden Schleiern etwas Schemenhaftes. Und in allem Staubflug, der die Augen entzündet, ist von der Sonne ein goldfeines Geglitzer, während die Donnerstimmen der Kanonen immer näher und näher dröhnen.

Auf einem Seitenwege kommen wir zu hellerem Gelände, zu Wiesen und Teichen und zu Dörfern, die, weil die grünen Obstbaumkronen alle niederen Strohdächer verhüllen, wie kleine Wälder aussehen. Unter dem Schatten dieser Bäume wimmelt es von Feldgrauen, von Pferden und Kolonnenwagen. Jetzt ein Schnurren in den sonnigen Lüften droben. Drei russische Flieger sind über uns. Und da saust auch schon die erste Bombe neben der Straße in die Wiese

herunter. Eine Dreckfontäne spritzt in die Höhe, und die Feldgrauen lachen — es sind Bayern, denen es bekanntlich immer ein bißchen Spaß macht, wenn es pumpert; man kann sich dabei — wie mir einer versicherte — so schön ans Münchner Oktoberfestschießen erinnern, oder an Hochzeiten und Kindstaufen in der Heimat.

Noch sieben Bomben fallen. Sie kommen von oben, ohne was Gutes zu sein. Weder Mann noch Roß, noch Karren erleidet den geringsten Schaden. Aber eine der Bomben hat im Dorfe Bucow gezündet, hat ein Strohdach in Brand gesteckt. Die flinke, buttergelbe Flammengarbe züngelt hoch über die Bäume hinaus, und weil der Morgenwind die fliegenden Funken treibt, beginnt ein zweites, drittes und viertes Dächlein zu brennen. Weiter und weiter frißt die Flamme — ein Bild des Weltkrieges im Kleinen — innerhalb einer Viertelstunde brennen an die zwanzig Hütten, und während immer neue Brände aufprasseln, sind die ersten Häuser, welche Feuer fingen, schon zum Gluthaufen geworden, den die Asche umweht. Kein Jammer und kein Geschrei. Man ist im Krieg an solche Dinge gewöhnt. Doch überall springen die Dorfleute, um das Vieh aus den Ställen zu reißen und ihr bißchen Habe zu retten; einen Tisch, ein paar hölzerne

Schemel, eine Truhe, ein Bett, eine leere Wiege. Nach Kräften helfen dabei die bayerischen Feldgrauen mit, so eifrig, daß sie der paar Dinge vergessen, die ihnen selbst gehören. Die Patronen, die in den brennenden Quartieren zurückblieben, beginnen zu explodieren; das wird ein Geknatter, als wär's ein russischer Angriff; jetzt ein heftiges Dröhnen; eine Handgranate ist geplatzt, und dann führt man einen taumelnden Soldaten aus dem Rauch heraus, reißt ihm den grauen Rock und das Hemd herunter und verbindet im Straßengraben den blutenden Mannsrücken.

Nun gewahr' ich ein Bild, das so grotesk wie rührend ist. Zwischen drei brennenden Häusern steht eine hölzerne Scheune, auf deren Strohgiebel ein Storchenpaar sein Nest gebaut hat. Das Storchenmännchen erweist sich so treu, wie Italien war, und fliegt in der qualmenden Gefahr davon. Das Weibchen aber bleibt im Neste unbeweglich bei den Eiern stehen, sperrt in der wachsenden Hitze den Schnabel auf und hat eine lechzende Zunge gleich einem heraldischen Adler. Und da lassen die Bauern ihre Hütten brennen und suchen diese Scheune mit dem heiligen Storchennest zu retten. Nur eine junge Bäuerin rennt noch immer durch die Tür eines brennenden Hauses ein und aus, birgt von ihrer Habe, was

noch zu bergen ist, und hat dabei keine Träne in den Augen, hat keinen lauten Schrei, hat nur einen leisen Klagelaut, den sie immer und immer vor sich hinwimmert: „Doooah, oooah, oooah..." Sieben Männer und ein paar halbwüchsige Buben sind auf das Strohdach der Scheune hinaufgeklettert, zerdrücken mit den Händen die glimmenden Glutflocken und leeren über das heißwerdende Stroh die Wasserkübel aus, welche die hilfreichen Feldgrauen flink herbeischleppen und auf das Dach hinaufreichen. Alles qualmt und dampft da droben, und immer steht die Störchin mit weit aufgesperrtem Schnabel ruhig im Nest; nur ein einzigesmal bewegt sie die Beine, dreht sich langsam und vorsichtig um, damit ihr Tritt die Eier nicht beschädigt, und wendet der Seite, von der die größte Hitze herstrahlt, den Rücken mit den aufgeplusterten Federn zu.

Da hör' ich im Geknister und Geprassel, in Gefahr und Feuersnot ein heiteres Lachen von vielen Stimmen. Ein altes Bauernweiblein kam herbeigesprungen und beginnt mit einer halbmeterlangen hölzernen Klistierspritze, wie man sie in den Dörfern bei Erkrankungen der Kühe verwendet, einen bleistiftdünnen Wasserstrahl gegen das bedrohte Storchendach hinaufzuspritzen. Von dem schwächlichen Wasserfaden erreichen immer

nur ein paar Tropfen das Stroh des Storchenpalastes; aber das Weiblein spritzt und spritzt und spritzt mit rasender Schnelligkeit — und das ist so komisch, daß man lachen muß, ob man will oder nicht. Und richtig, die Scheune mit dem Nest der treuen tapferen Störchin wird gerettet! Das war dem hilfreichen Graben zu verdanken, den die Feldgrauen rasch durch die Erde rissen, um der schleichenden Glut das Weiterfressen zu wehren. Aber das alte Weiblein bildet sich heilig ein, daß die segensreiche Holzspritze das rettende Wunderwerk leistete, und zeigt sich darüber so stolz, wie es nach gewonnener Schlacht das Recht eines Feldherrn ist. Die Störchin, da sie eine beträchtliche Minderung der Hitze empfindet, guckt mit erneuter Seelenruhe im Kreis herum, klappt den Schnabel zu, legt die gesträubten Federn nieder und huschelt sich mütterlich auf die Eier hin. Ich vermute, daß die von der Glut des Dorfbrandes energisch angebrüteten Jungen dieses Nestes das Licht der Welt um einige Tage früher erblicken werden, als die Storchenkinderchen in den anderen Nestern.

Die Fahrt geht weiter, über Sandwege, in denen die Räder bis zu den Achsen versinken. Nach der trockenen Qual der letzten Tage macht die Hitze der vergangenen Stunde meinen Durst

zu einer unerträglichen Marter. Einen jungen, freundlichen Kolonnenleutnant, der zu unserem Wagen kommt, bettle ich an: „Haben Sie nicht was zu trinken?" Er lacht: „Gelt, da denkt man an a Maßerl Hofbräu oder Pschorr!" Ich bekomme ein Fläschchen Mineralwasser mit der rotgedruckten Etikette: „Liebesgabe der Stadt Hamburg". Im Nu ist der halbe Liter drunten. Nach sechstägigem Teegeschlapper, das mir den Durst nur verdarb, nicht löschte, war's der erste trinkbare und erquickende Tropfen. Gott segne dich, du liebe, gute, fürsorgliche Stadt Hamburg! Ein bißchen quälte mich der Gedanke: ich hab's einem weggetrunken, der es noch nötiger hätte brauchen können. Aber jetzt weiß ich, was die Liebesgabe im Feld bedeutet, und wenn ich heimkomme, will ich geben und geben, so viel ich kann. Ihr hilfreichen Millionen daheim, werdet nicht müd im Geben! Eure schenkenden Hände sind heilige Kraftsäulen, sind Mithelfer unseres Sieges.

Weiter! Ein Rauschen und Seilklingen. Von einem Wiesenwinkel zwischen Wäldern steigt ein deutscher Fesselballon empor, und der Sonnenwind macht seine Taue singen. Das Geschützdröhnen verstärkt sich und folgt in immer rascheren Schlägen aufeinander. Zwischen den hohen

Gehölzen ist nirgends ein freier Ausblick; über den Wipfeln, gegen Osten, schweben in langer Reihe die weißen Schrapnellwolken im Blau des Himmels; die Front, an der die Unseren kämpfen, ist nimmer ferne.

Im Walde seh' ich ein wundervolles Bild jener Kraft, welche Ordnung und Ruhe ist, Munitionsprotzen, Proviantwagen, Feldküchen, Telephonstellen und Sanitätszelte stehen da in regelmäßigen Reihen, zwischen denen kleine Feuer leuchten und bläulich rauchen. Und tausend Feldgraue gewahr' ich. Jeder ist bei seiner Arbeit, jeder bei seiner Pflicht. Kein Hasten und kein Gewirre. In der Gemessenheit dieses militärischen Tagewerkes ist etwas Festliches. Manchmal schlägt eine russische Granate in den Wald herein. Ein Donner und sein Echo. Nichts ändert sich, die Arbeit geht ruhig weiter. Und zur Rechten und Linken, unsichtbar im Gehölze, dröhnen die Haubitzen. So oft es kracht, fängt eine Amsel hastig zu schnalzen an, als möchte sie fragen: „Was ist denn das? Was ist denn das?" Auch mich befällt eine heiße Erregung. Was ich höre? Ist das schon der Beginn des Kampfes? Ich wende mich an einen jungen Artillerieoffizier. Er antwortet: „Das ist nur die Vorbereitung. Wir lockern ein Dorf, in

dem sich die Russen vor ihrer Grabenstellung festzuklammern suchen. Am Nachmittag wird ihnen zu heiß werden. Am Abend sind sie draußen." Meine Frage findet auch noch eine stumme Antwort in dem grauen Bild der langen Reservenreihen, die unbeweglich in der Sonne und im Schatten eines Waldweges liegen, in so festen Schlaf versunken, daß kein Kanonendonner sie erwecken kann. Sie dürfen schlummern am Tage, weil sie wachen müssen in der kommenden Nacht.

Inmitten einer mit jungen Birken überwachsenen Lichtung schimmert unter dem Sonnenglanz eine braune Zeltbahn. In ihrem Schatten ist eine halbkreisförmige Erdbank in den Boden hineingegraben. Das ist die Befehlsstelle des Divisionsstabes. Die blauen Ringelchen des Zigarrenrauches steigen auf, und so still und friedlich ist es, als hielte man hier nur kurze Rast bei einer Waldpartie. Doch diese Stille ist unermüdliche und verantwortungsvolle Kriegsarbeit. Hier laufen aus einer breiten Truppenfront alle Bewegungsfäden zusammen, hier denkt und wählt und entscheidet der militärische Wille, der Tausende von Feldgrauen zum Angriff gegen die Russen führen wird. Mit halblauten Stimmen sprechen die Telephonisten die einlaufenden Meldungen, die von jüngeren Offizieren notiert wer-

den. Drei Stabsoffiziere sitzen über die Karten gebeugt, die auf ihren Knien liegen. Einer, ein Fünfzigjähriger, steht auf, ohne die Karte aus der Hand zu geben, eine straffe und gesunde Soldatengestalt mit einem festen, schnurrbärtigen Bayernkopf. Die Augen blicken hell und freundlich aus dem sonnverbrannten Gesicht, in der Stimme mischen sich knappe Befehlsweise und herzlicher Klang. Das ist der Divisionär, General v. Kneußel. Zwischen den Goldstickereien des Kragens schimmert der blaue Stern des Ordens Pour le mérite, mit dem der Deutsche Kaiser am 3. Juni den Führer der tapferen Augsburger, Pfälzer und Ingolstädter auszeichnete, die innerhalb dreier Tage die vier nördlichen Festungsköpfe von Przemysl erstürmten.

Ich will nicht bleiben, nicht stören, melde mich nur als Gast und empfange einen gütigen Gruß: „Der Mann, der Sie zur Stellung führen soll, erwartet Sie schon. Wenn Sie was brauchen, kommen Sie nur! Um zwölf Uhr essen wir aus der Feldküche." Meine Augen fragen und lächelnd nickt der General: „Alles steht gut. Ich glaube, in den nächsten Tagen wird es wieder vorwärts gehen."

Es gibt Worte, die wie aufrichtende Arme sind, wie Hände, die eine fiebernde Stirne kühlen.

Ein solches Wort hatte ich empfangen. Und nun ist alle Nervenspannung dieses Morgens gelöst, jede Spur von Erregung ist erloschen in mir. Eine frohe, zuversichtliche Ruhe erfüllt mich, während ich neben dem führenden Unteroffizier der Beobachtungsstelle des Brigadestabes entgegenwandere. Immer dröhnt es in den Lüften, immer rollt das Echo, überall im grünen Frühlingswald ist Taubengurren und flötender Amselschlag, überall Sonnengezitter und Schattenweben, und Reihe um Reihe liegen die Schwärme der Feldgrauen hingestreckt auf den Boden, des Befehles wartend, der sie aus dem stärkenden Schlaf erwecken und vorwärts führen wird zu neuem Ringen um Glück und Leben unserer Völker.

Was ist in den bewußten oder unbewußten Träumen dieser Schlummernden? Wühlt eine Todesahnung in ihren Seelen? Das müßte sich verraten in der unbehüteten Miene des Schlafes. Aber ich sehe nur gesunde, sonnverbrannte, unentstellte Gesichter, sehe nur ruhige Züge, die leis von Entbehrung und Müdigkeit erzählen, doch im Schlummer sanft gelöst und geglättet sind. Und ich weiß, in den Träumen dieser Schlafenden ist das gleiche wie in meinem Wachen: kein Hauch einer zweifelnden Sorge,

nur die Sehnsucht nach der Heimat und der Glaube an den Sieg. —

Mit solchen Bildern begann der Tag, an dessen Abend ich Zeuge eines meisterhaft geleiteten Gefechtes werden sollte. Zeuge des Anfanges eines planvoll einsetzenden Kampfes, mit dem unsere verbündeten Heere die östlich von Jaroslau und Przemysl sich anklammernde Rückzugsfront der Russen entzweizubrechen hoffen von Mosziska bis zum nördlichen Bogen des San. Morgen will ich erzählen, was ich sah an diesem dröhnenden Abend des Beginnes, der durchleuchtet war von einer roten Sonne und von der standhaften Festigkeit der Unseren.

2.

12. Juni 1915

Ich stehe in einem engen tiefgeschnittenen Erdgraben, der sich um die Kuppe eines Hügels herumbiegt. Kleine Strohdächelchen geben nur kargen Schutz gegen die schwüle, drückende Mittagshitze. Dieser Graben ist die Beobachtungsstelle des Brigadestabes unter General v. S., der, eine wohlwollende und gutgerundete Bajuvarengestalt, mit aller liebenswürdigen und fröhlichen Behaglichkeit seines Wesens einen energischen Manneswillen und einen kurzangebundenen Soldatenton vereinigen kann, von dem ich selbst eine für mich sehr heilsame Lehre erhalten sollte.

Es sind noch zwanzig Offiziere da, unter denen ich Münchner Bekannte wiederfinde, die mir den galizischen Schützengraben zu einem heimatlichen Winkelchen verwandeln. Jeder ist bei seiner Arbeit, bei der Generalstabskarte, beim Telephon, beim Scherenfernrohr. Nur selten wird ein Wort gesprochen, das außerhalb der militärischen Pflicht dieser ernsten Stunde liegt — fällt aber ein solches Wort, so hat es heiteren und gemütlichen Klang.

Stunde um Stunde vergeht. Eine ruhige, gleichmäßige Kanonade zählt mit ihren Donnerschlägen die Minuten. Dabei wächst die Sonnenhitze und

wird so unerträglich, daß man umsinken möchte vor Schläfrigkeit, wenn nicht das gespannte Erwarten die Augen offen und die Nerven wach erhielte.

Über den Rand des Lehmgrabens hinüberspähend, seh' ich ein sanft gegen Osten abfallendes Feldgelände. Auf einzelnen Äckern steht der Weizen schon mannshoch, beginnt sich gelb zu färben und schaukelt seine Ährenköpfe lieblich im leisen, kaum fühlbaren Sonnenwinde. Zur Rechten sind kleine Wäldchen und niedere Buschdickungen, zur Linken erhebt sich ein zweiter Hügel, auf dessen von Gräben und Löchern durchwühltem, gegen uns gewendetem Lehmhang die Stabsmannschaften, etwa sechzig Leute, in Dekkung liegen; sie haben sich auf dem Boden ausgestreckt oder sitzen Schulter an Schulter, oder sind eingehuschelt in die Erdlöcher.

Auf tausend Schritt verwandelt sich das Ackerfeld in ebene Wiesen, die von langen braunen Erdstrichen durchzogen sind, von den Schützengräben, welche die Russen verlassen mußten. Die Wiesen senken sich breit in eine Mulde, in der sich ein von Erlenstauden begleiteter Bach verbirgt; und drüben steigen die Wiesen wieder empor gegen einen langen, drei Kilometer von uns entfernten Waldstreif, vor dem der neue, jetzt von den Russen besetzte Graben liegt, eine

seit langem vorbereitete, gut ausgebaute Stellung. Keine Spur von Leben da drüben, nichts zu sehen, kein Russe, keine russische Kappe, kein Gewehrblinken. Auch mein gutes Fernrohr mit dreißigfacher Vergrößerung zeigt mir nichts. Nur das Rauchgewoge der Hütten seh' ich, die hinter den Waldflecken in Feuer aufgingen, und sehe den Qualm des brennenden Meierhofes, den unsere Haubitzen seit dem Morgen „gelockert" haben. Hinter dem letzten Walde steigen die fernen Hügel zum Horizont empor, umschleiert von Sonnendunst, der alle Bilder im Glase zittern und flimmern macht. Ich kann da nur eine Straße mit Alleebäumen erkennen und sehe eine lange Staubschlange, die vorwärts kriechen möchte und nicht von der Stelle kommt, sich nur in Wellen immer aufbuckelt und wieder streckt. Da drüben rasen wohl russische Automobile hin und her, und feindliche Truppen marschieren und Munitionskolonnen traben heran. Nur vermuten kann man's, mit Sicherheit läßt sich etwas Bestimmtes nicht erkennen.

Die Sonne ist über die Tageshöhe längst hinübergezogen, ein bißchen mildert sich die quälende Hitze. Und nun beginnt es, in der dritten Nachmittagsstunde.

Die ruhige Kanonade verwandelt sich plötzlich in ein schütterndes, donnerndes, pausenloses In-

einanderdröhnen. Man meint: es müssen hundert Geschütze sein, die in brüllenden Zorn gerieten. Und zwei volle Stunden dauert das so fort. Nie denkt man an Tod und Wunden. Immer hat man ein frohes, aufatmendes Gefühl bei dem Gedanken: so prompt und fleißig und verläßlich arbeiten die Unseren! Drüben, entlang der russischen Stellung, zucken ununterbrochen die Rauchbäume und Erdfontänen auf, und über ihnen behängt sich der ganze Himmel mit einer unregelmäßigen Perlenschnur der weißen Schrapnellwolken. Wo die stärksten Explosionen da drüben aufdröhnen, sieht man manchmal zehn oder zwanzig winzige Figürchen springen und wieder in der Erde verschwinden. Schon beginnt sich die ganze Stellung des Feindes in einen geschlossenen Rauchwall zu verwandeln, aus dem die einzelnen Qualmzungen in seltsamen Formen und Bewegungen herauszucken. Ich möchte tausend Augen haben. In der Sehnsucht, zu sehen und zu sehen, lege ich mich, mit dem Glas vor den Augen, immer weiter über den Rand des Grabens hinaus, bis hinter mir der liebenswürdige General mit sehr strenger Stimme sagt: „Sie, Herr Doktor, strecken Sie nicht so unvorsichtig den Kopf hinaus! Sie sind nicht allein da. Die Russen haben auch Gläser. Und eine

Beobachtungsstelle ist kein Wirtshäusl, das durch allgemeines Bekanntwerden prosperieren will.“ Erschrocken ziehe ich den Kopf zurück, muß ihn aber gleich wieder strecken, denn ich will doch sehen, sehen, sehen! Und was ich sehe, ist herrlich, ist wundervoll.

Da drunten, wo die flachen Wiesen sind, auf denen nichts zu entdecken war, taucht plötzlich eine lange Reihe von grauen Gestalten aus dem Boden heraus — die erste Schwarmlinie, die gegen den Feind marschiert. Diese Mannsreihe hat keine Ausbuchtung, keine Welle; sie ist so gerade, wie mit dem Lineal gezogen. Ruhigen Schrittes rücken die Bayern vor, in luftiger Geschlossenheit, jeder das Gewehr im Arm, wie Jäger bei der Hasenjagd. Das sieht nicht aus wie ein Ernstfall, alles geht so regelmäßig am Schnürchen, als wär's eine Gefechtsübung auf dem Exerzierplatz.

Und seht! Da drüben zur Rechten? Dieses Märchenhafte? Die kleinen Wälder und die grünen Dickungen, die vor wenigen Minuten noch leer und unbelebt erschienen, sind jetzt lebendig und wimmeln von Feldgrauen. Und vorwärts, immer vorwärts drängt dieses liebe graue Leben! Die zweite Schwarmlinie formiert sich und wächst in die Breite. Vor und hinter ihr zucken die Schrapnellblitze der feindlichen Geschosse auf, Wölklein um Wölklein pufft über den Köpfen

der Feldgrauen aus dem Nichts heraus, die russischen Salven beginnen zu rollen, und in der Ferne stottern die nervösen Maschinengewehre: „Tatata tatata tatata . . ."

Die Unseren voran, immer voran, ohne zu schießen, in ruhigem Marsch, in fester Ordnung!

Jetzt die erste Lücke. Auf freier Wiese wirft einer die Arme empor, verliert das Gewehr, stürzt wie vom Blitz erschlagen zu Boden und rührt sich nimmer. — Gott schenke dir den Himmel, du Braver, der für uns gestorben! — Keiner von seinen Kameraden wendet sich —

„Kann dir die Hand nicht geben —"

sie alle drängen vorwärts, ohne nur für die Dauer eines Herzpochens im Schritt zu zögern.

Ich muß die Hand über meine Augen decken. Die Wirkung der Bilder, die ich sehe, ist stärker als meine Fähigkeit, sie zu ertragen. Und da ich wieder aufschaue, hör' ich ruhige Stimmen in dem Erdgraben sprechen, in dem ich mich befinde, und sehe, daß jeder bei seiner Pflicht und Arbeit ist. Manchmal zittert der Boden unter unseren Füßen. Und jetzt ein nahes Dröhnen, so heftig, daß die Ohren klingen. Auf zwanzig Schritte zur Linken von uns hat eine Granate eingeschlagen. Heiter sagt der General: „Mir scheint, das geht auf uns?" Und dann

lacht er zu mir herüber: „Na also, Dokterl, jetzt ist Ihre Sehnsucht erfüllt." Was soll ich machen? Die Reue kommt zu spät. Und weil nun die Russen doch schon wissen, wo wir sind, gucke ich halt wieder hinaus.

Von irgendwo aus der Ferne tönt ein verschwommenes Hurraschreien vieler Stimmen. Das Knattern der russischen Maschinengewehre verschnellert sich, bei der Stellung des Feindes wächst die dicke Rauchmauer höher und höher empor, und immer dröhnt es und brüllt und donnert.

Alle Wiesen und Felder, die noch unverschleiert liegen, sind durchzogen von den langen Reihen der vordringenden Bayern, und vor ihnen, in dem dichter werdenden Qualm, der die ganze Ferne zu verschleiern beginnt, blitzen die Feuerbilder der platzenden Geschosse immer heller auf.

Die zweite Granate kommt, zehn Schritte zur Rechten — und gleich die dritte — fünf Meter hinter unserem Graben. Dann haben wir Ruhe, ein Weilchen.

Alle Ferne ist ein braunes und graues Gewoge, durchzuckt von flammenden Sternen. Manchmal schweigen die Gewehrsalven des Feindes, dann rasseln sie wieder mit wilder Hast. Und neben mir immer die ruhige Stimme des Generals, die ruhigen Stimmen am Telephon und beim Scherenfernrohr.

Das Rauchgedränge der fernen Explosionen ballt sich zu Wolken wie von großen Bränden. Von diesem bräunlichen Hintergrunde heben sich scharf die sonnbeglänzten Figürchen der Schwarmlinien ab, die immer neu und neu aus den Walddeckungen hervorquellen und vorwärts drängen. Jede Hilfe des Bodens nützend, schieben sie sich bald zur Rechten, bald zur Linken, verschwinden in Mulden und Gräben, tauchen wieder auf und springen im Laufschritt über ungedeckte Wiesenflächen. Manche gehen paarweis, und durch das Fernrohr kann ich sehen, daß sie schwatzen miteinander wie bei einem friedlichen Spaziergang. Nun tauchen sie alle in den einheitlichen Schleier hinein, aus welchem phantastische Wolkengebilde herauslodern.

Eine Zeile von Feldgrauen huscht Mann um Mann aus einem Graben heraus und wird überschüttet mit einem Regen von Schrapnellgeschossen. Zwei von den Grauen stürzen, erheben sich wieder und wandern langsam gegen den Wald zurück, aus dem sie gekommen sind. Einer taumelt, sein Nachbar springt auf ihn zu, hält ihn aufrecht und führt ihn zu einer schattigen Staude; dann springt der barmherzige Kamerad in rasendem Lauf der Schwarmlinie nach, die schon verschwunden ist. Ich glaube, er denkt: „Wenn ich nicht flink bin, komm' ich zum Siege zu spät!"

Hinter der feindlichen Linie beginnt ein Gebäude zu brennen. Wie eine rote Zypresse wächst das Feuer gegen den Himmel empor. Dazu dieses ruhelose Dröhnen, Rollen, Grollen und Krachen und das irrsinnige Zähnegeklapper der Maschinengewehre. Da drüben, wo alles im Rauch verschwimmt, ist eine knatternde Hölle los. Das dauert so lange, daß man es wie eine Ewigkeit voll herzbedrückender Sorge empfindet. Und über unseren Köpfen trillert ohne Unterlaß eine schwebende Lerche.

Zwei neue Schwarmlinien stoßen vor, eine Granate schlägt in ihre Reihen hinein, keiner von den Feldgrauen verhält den Fuß, alle schreiten ruhig vorwärts — Gott sei gepriesen! — keiner ist gefallen. Doch einer kehrt langsam um, geht mit schleppendem Bein nach rückwärts und verschwindet in einem wogenden Ährenfeld. Die anderen fangen zu springen an und tauchen in einen von den Russen geräumten Graben hinunter. Einer, der etwas Schimmerndes vor dem Schoße trägt, geht im Marschtempo an diesem Graben entlang, und immer bewegt er die Hände, als möchte er unsichtbare Schnüre zerreißen. Ein Trommler! Während ich ihm mit den Augen folge, zittern mir alle Nerven. Und neben mir im Erdgraben seh' ich einen sitzen, der am

Telephon abgelöst wurde, ein bißchen rasten kann und in Gemütsruhe die Münchner Neuesten liest.

In der Ferne, zwischen den Schwaden des fließenden Rauches, tauchen neue Gestalten auf, die ich bisher noch nicht gesehen habe; die Bahrenträger. Sie schreiten durch Qualm und Feuer, als ob sie von Eisen wären und nichts zu besorgen hätten.

Die Sonne wird mild, ein wundersamer Glanz fließt über alle Dinge des Schreckens hin und verwandelt sie in einen blühenden Zauber des Abends.

Zwei, drei, vier Schrapnelle platzen über unseren Köpfen, und während die Kugeln herunterklatschen auf den Lehmboden, sagt der lächelnde General: „Mir scheint, da tröpfelt's ein bisserl!"

Im Schnellschritt rückt eine neue Schwarmlinie über die Felder vor und verschwindet im Qualm. Alles dunstet und wogt, alles dröhnt und knattert.

Niemand im Erdgraben, in dem ich stehe, achtet der Granaten, die rings um die Beobachtungsstelle einschlagen. Rauch überwirbelt uns, aber der Blick bohrt sich in die Ferne und harrt in Sehnsucht eines Zeichens, bei dem man aufatmen könnte. Rascher und rascher dröhnen hinter uns die Haubitzen im Wald, und drüben bei der feindlichen Stellung wachsen feurige Rosenhecken. Auf der ganzen Breite des Feldes sieht man nur wenige, die rückwärts wandern,

weil sie bluten. Einer stürzt, richtet sich wieder auf, will gegen uns her, um seine Wunde verbinden zu lassen, wendet sich wieder und geht nach vorwärts, dem Feind entgegen. Diesen Mann müßte man ausforschen. Auf seine Brust gehört das Eiserne Kreuz.

Bei uns im Graben ein rasches Kommando; „Gefechtspause! Russischer Flieger gemeldet. Alle Batterien unterbrechen das Feuer!" Vier-, fünfmal wird das am Telephon wiederholt. Eine Minute donnert es noch. Dann ist Schweigen auf unserer Seite. Nur die feindlichen Geschütze brüllen in der Ferne.

Hoch in der roten Sonne droben schimmert der hurtige Menschenvogel, und sein Surren klingt zu uns herunter wie das Geräusch eines Kinderspielzeuges. Nach einer Weile wird die schwebende Bremse unsichtbar, und ihr Sumsen erlischt.

„Flieger verschwunden. Das Feuer eröffnen!"

Wieder das wilde, pausenlose, ineinanderrollende Dröhnen, und während die ganze Länge des östlichen Horizontes eine einzige Reihe von Bränden wird, deren Rauchsäulen schief gegen die sinkende Sonne drängen, ist der weite Wiesboden gesprenkelt von vorwärtsspringenden Gruppen der Unseren. Und vor den schwarzen Brandwolken der Ferne sieht man deutlich die rosen-

roten Punkte der schwebenden Lerchen, die von der niedergehenden Sonne hell beleuchtet sind.

Nun ein schweres Dröhnen. Ein feindlicher Volltreffer schlug mitten in die dichtgelagerte Mannschaftsgruppe unseres Nachbarhügels. Etwas Kaltes und Quälendes umklammert mein Herz. Da müssen zwanzig oder dreißig verloren sein! Ein Dutzend seh' ich flink herausspringen aus dem quirlenden Rauch. Und dann verzieht sich der Qualm und wir sehen: keiner ist gefallen, nicht ein einziger verwundet. Lachend gucken die braunen Gesichter aus den Erdlöchern heraus. Wie ein Wunder berührt mich das, wie eine heilige Prophezeiung! So wenig Schaden, wie den Lachenden da drüben geschah, wird das Rudel unserer Feinde stiften gegen unsere Heimat und unsere Völker!

Die Dunstmauer in der Ferne beginnt sich von der Feuerlohe der brennenden Dörfer rot zu färben. Und die Sonne hilft mit dabei.

Ein Kommando: „Vorsicht beim Geschützfeuer! Die Unseren sind schon dicht vor der feindlichen Stellung."

Bei mir, dem Unbeteiligten, dem Ungefährdeten, lassen die Nerven aus. Alle anderen bleiben ruhig.

Eine feine, leuchtende, duftige Abendstimmung.

Das Geschützfeuer wird schwächer, und der Angriff stockt, weil die Unseren in diesem dichten

Qualm nimmer Weg und Nachbar sehen, Freund und Feind nicht mehr unterscheiden können.

Hinter uns ein leises, langsames Rädergerassel. Dort, von wo ich es höre, bewegen sich gleitende Figürchen und wunderlich geformte Wägelchen durch die Ährenfelder gegen die Stellung her. Es ist die lange Reihe der Feldküchen. So oft ich sie sehe im Abendlicht, ist etwas Wehes und Frohes in mir, eine tiefe Erschütterung und doch eine liebe Freude.

Meine Zeit ist um. Ich muß zurück, darf nimmer bleiben.

Während ich gehe, legt sich die Sonne in den Wald hinein gleich einer riesigen Mohnblüte.

Nun dämmert es. Ich bin schon weit von der Stellung, aber deutlich höre ich das plötzlich einsetzende Salvenrollen und das rasende Zähneschauern der Maschinengewehre — jetzt, bei sinkender Nacht, beginnt der Sturmlauf gegen die feindlichen Gräben. — —

— Was brachte diese Nacht den Unseren? Was brachte ihnen das helle Frühlicht? Am Morgen mußte ich reisen. Und keine Nachricht ist hinter mir hergeflogen.

— — — — — — — — — — — — —

Diese letzten Worte schrieb ich vor einer Stunde. Und dann saß ich im kühlen Abend vor dem Haupt-

quartier der vierten Armee auf einer kleinen Holzbank, unter den Ästen einer blühenden Linde. Ein Fenster klirrte, und von droben lachte das blondbärtige Frohgesicht des Erzherzogs Joseph Ferdinand herunter. Er winkte mir zu und rief: „Ganghofer! Gut geht's! Ihre Bayern haben bei Moszisko ein festes Loch gebissen, Mackensen hat bei Jaroslau die russische Front durchbrochen, und die Meinen, Gott sei Dank, sind drüben über dem San und haben den Brückenkopf von Sieniawa genommen!"

— Sieg! —

Ich wollte schreien und hatte keinen Laut in der Kehle. Ein Zittern befiel mich, und in stummer Freude grub ich das Gesicht in meine Hände.

3.

20. Juni 1915

Zwischen dem Bilderwirbel erfolgreicher Kriegstage kam mir ein Erlebnis, das ich als wertvolles Friedensgeschenk einschätze: mein Zusammentreffen mit Sven Hedin. Jeder Deutsche wird es mir zustimmend nachfühlen, wenn ich bekenne, daß ich die Hand dieses Mannes mit festlich gestimmter Freude und herzlicher Dankbarkeit umschloß. Wir alle wissen, was er, einer von den weitschauenden Brückenbauern zwischen den Völkern der Erde, für uns getan hat. Er ist nicht der einzige Neutrale, dem Gelegenheit gegeben war, unser Volk und Heer in seinem opferfreudigen Zusammenschluß zu sehen, ein Zeuge unseres unbeugsamen Willens zu sein und die deutsche Wahrheit mit offenem Blick zu erkennen. Doch kaum ein anderer hat, was er sah bei uns, mit so eindringlicher Stimme verkündet, hat es so unbekümmert um den Widerspruch unserer Gegner und so rückhaltlos vor aller Welt ausgesprochen, wie Sven Hedin.

Sein Buch über unser Volk in Waffen enthält kein überschwängliches Wort. Alle Dinge sind da so ernst und ruhig gesagt, wie sie klar und aufmerksam gesehen sind. Gerade in dieser

wissenschaftlichen Forscherwürde, der es um nichts anderes zu tun ist als um den Herzschlag und Nerv der Ereignisse und um das unverschleierte Gesicht der Wahrheit, liegt der tiefste Wert und die kraftvollste Propaganda seines Buches über unser Volk und Heer. Schon eine starke, weithin vernehmbare Stimme der Gegenwart, wird dieses Buch aus allem Streit und Völkerzwist noch hinausläuten in kommende Zeiten und wird — unsere Gegner von heute haben suggestive Stöpsel in den Ohren — den Hörenwollenden der Zukunft sagen, wie wir sind, und daß wir nichts anderes ersehnen als verträglichen Frieden mit jedem redlichen Nachbar, verläßlichen Schutz für unser Volk und Reich, freie Bahn für unsere Arbeit und fruchtbaren Boden für unseren Fleiß.

Daß ich die Hand des Mannes, der so für uns gesprochen, in der meinen halten durfte, darum wird jeder Deutsche mich beneiden. Ich kannte sein Bild seit Jahren. Nun ist es für mich ergänzt durch die Unmittelbarkeit seines eindrucksvollen Lebens, durch die Mitteilsamkeit seiner Art, die rasch gewinnt, und durch die Wärme seiner menschlichen Natur, die reich ist an bezwingenden Kräften. In seiner äußeren Erscheinung ist kein nachgebliebener Furchenschnitt der schweren körperlichen Strapazen zu gewahren, die

er auf seinen Forschungsreisen zu überwinden hatte. Eine gedrungene Mannsgestalt von Mittelgröße, fast behäbig, flink beweglich und dennoch bedächtig. Fest und füllig steht er da und hält beim Schauen gern die Hände hinter dem Rücken übereinandergelegt. Die Pelzkappe oder das graue Hütl sitzt immer ein bißchen schief über dem Braunhaar. Aus dem gesundgefärbten, sonnverbrannten Gesicht mit dem dunklen Schnurrbärtchen blicken die lebhaften Augen ebenso aufmerksam wie freundlich heraus. Sein Wesen ist so vielseitig, wie ich es noch selten an einem Menschen fand. Das berühmte Goethesche Lebenswort läßt sich für ihn umdeuten zu der Form: „Gelten und gelten lassen."

Er liebt die Dinge des Lebens so, wie sie sind, und verlangt nicht von ihnen, daß sie sein sollen, wie sie bequemer für ihn wären. Ein Lächeln des Verstehens überbrückt für ihn alle Widersprüche und Gegensätze. Beim Schauen und Fragen hat seine Geduld keine Grenzen. Von einem neuen Menschen, der ihn fesselt, von einer neuen Sache, die ihm merkwürdig erscheint, ist er nicht loszubringen, bevor er nicht auf den Grund gesehen hat. Jede Minute findet ihn so, wie sie ihn haben will, ebenso bereit zu ernstem Gespräch, wie bereit zu lachendem Frohsinn, empfänglich

für jeden Scherz. Die Pointe einer guten Anekdote kann für ihn zu einem Schlagwort werden, mit dem er vieldeutig die Gespräche der folgenden Tage durchkräuselt. Jetzt der Gelehrte, der Forscher, der Welt- und Völkerkenner, auf dessen ruhig gleitende Sprache man mit Ohr und Seele lauscht — und in der nächsten Sekunde der unverwüstliche Student mit dem schallenden Lachen, ein Künstler im Genießen der Augenblicksfreude und im Verschenken von Heiterkeit, ein lieber und übermütiger Kindskopf, der an den harmlosesten Schnurren sein Wohlgefallen hat. Immer ist das so, daß alle innerliche Menschengröße, die wir heiß verehren und dabei von Herzen liebhaben, sich wundersam mischt aus diesen beiden Gegensätzen. So fern sie voneinander zu liegen scheinen, so gut vertragen sie sich miteinander: die reife Vollkraft eines männlichen Geistes mit ruhelosem Schaffensdrang und das ewige Kind mit dem Glaubensglanz in den immer neugierigen Schelmenaugen. So ist Sven Hedin geartet, der für uns Deutsche ein schwerwiegendes Zeugnis ablegte vor aller Welt, und der in einer vertraulichen Stunde zu mir sagte: „Ich habe das getan, weil ich es tun mußte. Hätt' ich es unterlassen, so wär' ich zum Lügner geworden vor meinem eigenen Blick. Besser, von

Tausenden beschimpft und angefeindet, als mißachtet in mir selbst." Dieses Wort Sven Hedins wollen wir Deutschen nie vergessen. Wir wollen lernen von diesem Wort, wollen leben und handeln nach ihm. Und hätte unser germanisches Blut nicht schon hundert Gründe, um warm und brüderlich für das schwedische Volk zu schlagen, so müßten wir es lieben um dieses wahrhaften und mutigen Mannes willen, der ein Kind der schwedischen Erde ist.

Die drei Tage, die ich mit Sven Hedin auf dem für Österreich wiedergewonnenen Blutboden von Przemysl verbrachte, werden unterstrichene Kalendertage meines Lebens bleiben. Dann sah ich ihn wieder zu Rzeszow, als er, um die Spuren Karls XII. zu verfolgen, nach Russisch-Polen reiste und ich zurückfuhr an die österreichische Front, vor der die aus Jaworow und Grodek vertriebenen Russen sich zwischen Magierow und Nawarya in vorbereiteten Stellungen verzweifelt einklammerten, um das von unsern verbündeten Heeren bedrohte Lemberg zu halten — jenes Lemberg, das Zar Nikolaus in einer schönen Balkonrede, so ähnlich, wie er's zu Przemysl getan haben soll, als unverlierbares Kronjuwel des nie geteilten, ewig unbesiegten Rußlands erklärt hatte. Und seit gestern ist es eine

sichere Sache, daß dieses Lemberg binnen zwei oder drei Tagen aus der Russenkrone herausfallen und wieder die österreichische Stadt sein wird, die es war. Das hat mir einer gesagt, der es weiß.

Auf meiner Fahrt von dem erlösten Tarnow nach dem Hauptquartier des Generalfeldmarschalls v. Mackensen wiederholte sich häufig das gleiche Landschaftsbild: zwischen gelbwerdenden Ährenfeldern ein großer roter Mohnacker, der in der Sonne wie ein Blutweiher leuchtet. Und immer wieder sitzen viele schwarze Vögel geduldig um einen braunen Erdhügel herum, wie neugierige Kinder sich im Kreis um das noch stumme Geheimnis eines nachsinnenden Märchenerzählers drängen. Die braunen Hügel sind russische Gräber, in denen die Gefallenen so flüchtig und seicht bestattet liegen, daß sie eine Kunde ihres zerfallenen Leibes heraufhauchen zu den sehnsüchtigen Raben.

Auf den Wiesen gehen manchmal in langen Reihen die Mäher mit den Sensen und die buntgekleideten Weibsleute mit den Rechen. Und immer, immer wieder seh' ich schlafende Männer und Frauen am Rain der Felder oder im Baumschatten. So viele, zu allen Tageszeiten behaglich schlummernde Feldarbeiter, wie in Polen, sieht man auf keinem andern Fleck der Erde.

Vor Anbruch des Abends bin ich in Jaroslau und erblicke da ein Straßenbild, das mit überzeugender Deutlichkeit den Wandel der Kriegslage in Galizien illustriert. Zwei lange, dichte Soldatenzüge wandern in entgegengesetzter Richtung aneinander vorüber — ein Regiment der österreichischen Graublauen marschiert mit einem singenden Bataillon der Brandenburger von Westen nach Osten durch die Stadt, und an ihnen vorbei, von Osten nach Westen, ziehen stumm und verstaubt die fast endlosen Abschübe der russischen Gefangenen.

Nun eine fesselnde, mir wertvolle Abendstunde an der Stabstafel des Heerführers, um dessen Namen die vergangenen sieben Wochen den leuchtenden Ruhm eines großen Siegers geflochten haben! Schon in den letzten Apriltagen, in der Vorbereitungszeit der glückhaften Frühlingsschlacht am Dunajec, hatte ich die Freude, dem Generalfeldmarschall v. Mackensen im Hauptquartier der vierten Armee zu begegnen, gelegentlich seines Besuches bei Erzherzog Joseph Ferdinand im Schlosse von Okocim. Damals kannten und ehrten wir ihn als einen von Meister Hindenburgs kühnen Mithelfern bei den glanzvollen Masurensiegen, denen die erlösende Wendung des Krieges im Osten zu danken ist, und die alles

hier Geschehene und Kommende mit ehernem Boden unterbauten. Dann sah ich den zum sieg- reichen Führer Gewordenen am dritten Juni wieder, an dem Freudentage, der Przemysl für Österreich zurückgewann, und durfte ihm, als er einfuhr in die von den Graublauen und Feldgrauen eroberte Stadt, aus glühendem Bürgerdanke die Hand drücken, durfte ihn beglückwünschen zu diesem für Österreich schöpferischen Morgen des Erwachens. Ich kann das mit Worten nicht sagen: was man an stürmisch durcheinander- flutenden Gefühlen empfindet, wenn man im Jubelrausch einer weltgeschichtlichen Geburts- stunde in die frohglänzenden Augen des Mannes blickt, der die Erlösungsstunde rufen half, und der — vor Jahresfrist noch ein Soldat, dessen Namen auch in der Heimat nur wenige kannten — nun gekrönt mit unsterblichem Feldherrnruhm, ein gefeierter Liebling unserer verbündeten Völker wurde und sich zur Größe aufreckte, Schulter an Schulter zwischen Vater Hindenburg und Conrad von Hötzendorf, dem genialen Neuformer und Ge- dankenschmied der österreichisch-ungarischen Armee.

Es wäre von mir ein törichtes Unterfangen, nach den wenigen Minuten eines flüchtigen Be- gegnens von einem solchen Manne erzählen zu wollen, wie er ist als Mensch und als Soldat.

Eine charakteristische Farbe seines Wesens scheint mir in der Art zu liegen, wie er einen, den er irgendwo und irgendwann einmal gesehen, beim ersten Blicke wieder erkennt und begrüßt. Dieses freundliche Aufglänzen seiner Augen, sein rasches Herbeitreten, sein kräftiges Händeschütteln, sein herzliches Wort und sein Lachen — das ist so prächtig, so erquickend und bezwingend, daß man gleich seine Seele gibt. Mit Freude betrachtet man die schlanke, straffe Soldatengestalt, die, obwohl sie schon viele Jahre auf ihren Schultern zu tragen hat, eine elastische Beweglichkeit und eine fast jugendliche Haltung bewahrte. Und dieser fesselnde, scharfgemeißelte Kopf mit dem starken weißen Schnurrbart und dem hellen Falkenblick unter den graugewordenen Brauen! Ein Kopf, für den der liebe Herrgott den Eisenschädel eines Reitergenerals zusammenmischte mit dem Edelgesicht einer vornehmen, durch Jahrhunderte verfeinerten Rasse! Immer bleibt im Gespräch ein gütiges Entgegenkommen, ein liebenswürdiger Charme; aber nach der ersten lebhaften Begrüßung wird die Sprache ruhig, fast gedämpft, nicht wortkarg, aber doch sparsam mit den Worten — und dann hat man immer die Empfindung, daß Mackensen während des Gesprächs, das er freundlich führt, ruhelos an

andere, viel wichtigere Dinge denkt, die jede Faser seines Gehirnes und jeden Hammerschlag seines Soldatenherzens erfüllen.

Unvergeßlich wird mir der wunderlich heitere Blick bleiben, mit dem er mich betrachtete, als ich den Wunsch aussprach, beim Falle von Lemberg dabei sein zu dürfen, nicht nur beim Falle, auch beim vorausgehenden Kampfe: „Das kann doch nach dem Stand der Ereignisse höchstens noch zwei Tage dauern?"

Mackensen lachte herzlich auf: „Da rechnen Sie flinker als ich!"

„Stimmt meine Rechnung nicht?"

„Nein." Wieder lachte er. „Nehmen wir, um vorsichtig zu sein, das Doppelte an! Ihren Wunsch werde ich gern erfüllen, Sie werden hören von mir, halten Sie sich bereit!" Ein freundlicher Blick, ein feines Lächeln. „Aber wenn Sie schon morgen hinaus wollen, vielleicht über Jaworow zum Janower See, da werden Sie auch was sehen, das Ihnen Freude machen wird!" Ich ahnte nicht, was dieses Wort und dieses Lächeln mir verhieß, erfuhr es erst am Abend des folgenden Tages. —

Und nun ist der Morgen des 19. Juni da, die graue Frühe. Ein paar Minuten nach drei Uhr sausen wir davon, durch das stille, noch

schlafende Jaroslau hinaus, über Radymno gegen Jaworow. Ein halbes Gewitterchen hat in der Nacht ein bißchen aufgespritzt und die härteste Plage des Staubes gemildert. Und so kalt ist der Morgen, daß mir in meinem leichten, für einen schwülen Tag berechneten Kittel die Zähne zu schauern beginnen. Der Himmel ist schon wieder rein geworden. Während die Sonne aufgeht wie ein roter Glutballon, sitzt auf einem Schotterhaufen der Straße unbeweglich eine kleine Eule und guckt mit blinzelnden Augen verwundert in den Sonnenglanz.

Ein Meilenstein huscht vorüber und erzählt mir flink, daß ich bis Lemberg nur noch achtzig Kilometer zu fahren hätte. Und nur noch zwanzig Kilometer vor Lemberg steht unsere Front!

Zur Rechten der Landstraße sehe ich ein von der Sonne beschienenes Soldatengrab. Auf dem Holzkreuz sitzt ein Blutfink und putzt die Schwungfedern seiner Flügel. Wie tief mich dieses kleine, vielsagende Bildchen bewegt!

Es kommen große Teiche, die umwoben sind von ziehenden Nebeln. Das Kolonnengewimmel beginnt, zwischen Dörfern, die unter dicken Staubschichten versunken liegen; die Eichenwälder neben der Straße sehen manchmal aus wie weißgrau verschneite Forste.

Eine Fliegerstation und aufsurrende Flugmaschinen. Dann überholen wir marschierende Reserven, Bayern und Brandenburger, und kommen in dichtem Gehölz zu ungarischen Bataillonen der Armee Boehm-Ermolli. Nur noch fünfundzwanzig Kilometer bis Lemberg! Der ganze, in der Morgensonne wundervoll schimmernde Eichenwald ist angefüllt mit Feldküchenlagern, Munitionskolonnen und auffahrenden Batterien, mit ungarischen Feldgeschützen, österreichischen Mörsern und deutschen Haubitzen. Schon beginnt das Donnern und Dröhnen. Russische Granaten und Schrapnells sausen über den Wald herein und platzen auf einer Rodung neben dem von den Russen ausgeplünderten Wirtshaus, das einsam an der Straße liegt. Ein lachender Ungar springt über den Weg und trägt unter dem Arm eine Gans, die verwundert dreinlugt und hastig den Schnabel hin und her dreht. Und bei der deutschen Haubitzenstellung führt ein feldgrauer Kanonier an dünner Kette, wie man ein unfolgsames Hündchen zieht, einen jungen Fuchs mit sich, den er vor Wochen in einem Schützengraben gefangen hat.

Bei dem hurtigen Umherspringen im Walde, bei dem immerwährenden Sichdeckenmüssen vor den einschlagenden Granaten, verliere ich mich von meinen Begleitern und bin auf meine Karte

und auf die eigene Nase angewiesen, um mich zurechtzufinden. Ein Schlachtfeld, auf dem die Geschütze brüllen, ist nicht zu verfehlen. Man rennt eben hin, wo es am wildesten donnert. Und nun bin ich auf einem Hügelchen inmitten eines langen Wiesentales, bin ich im magischen Kreis eines donnernden Märchens, bin im Mittelpunkte einer verwunschenen Schlacht, die nur zu hören, nicht zu sehen ist. Vor mir Kanonendonner, hinter mir, zur Rechten und zur Linken. Und über allen Wäldern hängen die grauen und weißroten Himmelsschäfchen der Schrapnellwolken. Aber wohin ich auch blicke, nirgends ist ein Soldat, nirgends ein Mensch zu gewahren. Nur zwei Störche spazieren in einer Wiese herum, die Schwalben fliegen hoch, und Taubenschwärme irren in der Luft umher, als wüßten sie nimmer, wo ihr Ziel oder ihre Heimat ist. Blaue Kornblumen und rote Mohnkelche leuchten in Menge aus den Ährenfeldern, viele Schmetterlinge gaukeln, und ein wohliger Sommerzauber umschmeichelt das im Morgenwinde lieblich wogende Gefilde.

Mir zur Rechten, jenseits der im Wellengekräusel blitzenden Seefläche von Janow, brennen die von den Granaten entzündeten Torfmoore und verhüllen mit ihrem mächtigen Qualm die Waldhöhe, auf der die russischen Gräben liegen.

Die Hochgänger der feindlichen Gewehrschüsse pfeifen über den See herüber. Von einem versteckten Häuschen, das hinter Baumkronen nur die Kante seines Strohdaches zeigt, hör' ich die feinen, heiteren Stimmchen spielender Kinder. Noch weiter zur Rechten liegt auf einem Hügel das Dorf Zalesia, dessen altjüdischer Friedhof mit vielen Steintafeln und Marmorstümpfen schwermütig einherblickt wie ein klassisches Ruinenfeld. Und mir zur Linken windet sich das lange, zierliche, sommerschöne Bachtal hinein in das brüllende Rätsel der Eichenwälder, in das dröhnende Geheimnis der unsichtbaren Schlacht.

Stunde um Stunde verrinnt, der schwüle Mittag glutet über mich weg und badet mich in Schweiß, immer spähe ich mit meinem Glas nach Dingen, die sich nicht entdecken lassen, immer bleibt das Bild dieses verschleierten Geschehens völlig unverändert, und bei nahendem Abend muß ich vermuten, daß etwas Sichtbarwerdendes an diesem Tage nimmer kommen wird. Die Linie, wo unsere Geschütze dröhnen, buchtet sich zur Linken noch weit nach rückwärts aus. Dort muß die Vorwärtsbewegung erst vollzogen sein, bevor sie hier am See von Janow beginnen darf. Darüber kann die Nacht, vielleicht noch der folgende Tag vergehen.

Um mich bei sinkender Sonne zu dem ausgeplünderten Wirtshaus an der Waldrodung zurückzufinden, wo unser Auto steht, folge ich in dieser donnernden Leere einem Eisenbahngeleise, das mich zur Janower Landstraße leiten soll. Und da steh' ich plötzlich vor den Schießscharten und Gewehrläufen eines ungarischen Schützengrabens, der sich hinter dem Bahndamm eingenistet hat. Die Posten halten Wache, die anderen liegen in langer Reihe im Gras der Grabentiefe, liegen in ihrem bleiernen Schlaf so unbeweglich, daß sie aussehen wie Gefallene. Ein Unteroffizier ruft mich an. Ich verstehe nicht, was er sagt; und was ich sage, versteht er nicht. Gleich arretiert mich der brave, gewissenhafte Mann. Was auf meinem Ausweis steht, kann er nicht lesen; doch das Wappen und der blaue Stempel des Blattes überzeugen ihn von meiner Ungefährlichkeit; nicht völlig; denn, während ich davongehe, schüttelt er verdrießlich den Kopf.

Und kaum erreiche ich die offene, einen Hügel überkletternde Landstraße, so scheinen zur Abwechslung die Russen mich Waffenlosen für ein höchst gefährliches Subjekt zu halten; sie schicken von den Waldgehängen einen Schrapnellgruß herüber. Zu hoch geschossen! Ein paar Minuten später kommt der zweite Schuß, ein bißchen tiefer.

Die nicht allzu hurtig fliegenden russischen Knall-dosen — oder sind es japanische? oder amerikanische? verraten sich durch ihr Sausen so voreilig, daß man genügende Zeit hat, um sich zu decken. Noch sieben- oder achtmal muß ich mich längelangs hinunterducken in den Staub und Unrat des Straßengrabens, richte meinen Anzug sehr übel zu und berechne dabei, daß der Schaden, den ich habe, für das russische Reich auf etwa vierhundert bis vierhundertfünfzig Rubel (in Gold) zu stehen kommt. Mir wird die chemische Reinigung meines Anzuges höchsten Falles einen Aufwand von drei Mark verursachen. Bei solchem Unterschied müssen die deutschen Finanzen doch in gesegneter Ordnung bleiben!

Nun bin ich im deckenden Gehölz, und die verschwenderischen Russen lassen mich in Ruhe. Zur Linken und Rechten der Straße dröhnen im Wald die österreichischen und deutschen Batterien. Es kann auch sein, daß denen die russischen Schrapnells gegolten haben. Immer rascher donnern die zahlreichen Geschütze; es müssen an die vierzig oder fünfzig sein; die Schüsse rollen ruhelos ineinander, und der Echohall in den weiten Wäldern ist wie der vereinte Donner von zwanzig Gewittern. Etwas machtvoll Festliches ist in dem brüllenden Konzert der Lüfte. Und

dann seh' ich viele Soldaten im Walde laufen, so, wie man in Neugier und Freude rennt, um etwas Schönes zu sehen. Und viele Soldaten bewegen sich erregt auf der Straße, viele füllen die Lichtung und gliedern sich zu geschlossenen Reihen. Alle Hälse sind gestreckt, alle Köpfe tauchen hin und her, um besser zu sehen; am Waldsaum eine Zeile von Automobilen; hinter dem geplünderten Wirtshaus, auf der Rodung, wo am Morgen die russischen Granaten einschlugen, steht ein Tisch mit ausgebreiteten Karten; neben dem Tisch gewahr' ich eine Gruppe von hohen Offizieren, sehe ich die gelbe Standarte aufgepflanzt, und eine heiße Freude brennt mir durch Herz und Blut — —

Der Deutsche Kaiser ist da!

4.

Lemberg, 23. Juni 1915

Seit gestern, seit der Mittagsstunde des 22. Juni, bin ich in Lemberg. Noch immer hab' ich den Wunsch, die Augen zu schließen und völlig unbeweglich zu sitzen. Ein zwölfstündiger Schlaf hat nicht ausgereicht, um drei durchwachte Nächte vergessen zu machen, allen Nervenverbrauch der zwei vorhergegangenen Tage zu ersetzen und die seelische Erschütterung zu beschwichtigen, die in mir zurückblieb von den Bildern eines ebenso heldenmütigen wie opfervollen Kampfes und von der märchenhaften Jubelstunde des Einzuges in die erlöste Stadt. Nun währt dieser brausende Freudenrausch von Hunderttausenden schon seit vierundzwanzig Stunden, hat den Abend von gestern überdauert, die ganze Nacht und den neuen Morgen. Etwas Ähnliches hab' ich noch nie gehört, noch nie gesehen. Was müssen diese Menschen gelitten haben unter der russischen Faust, wie treu und gläubig müssen sie an Österreich hängen, wie selig muß die Stunde der Heimkehr sie gemacht haben, um so unermüdlich sein zu können in allen Äußerungen ihrer Erlösungsfreude! Das ist anders, als es in den zurückgewonnenen Städten war, die ich bisher gesehen habe. Seit

gestern weiß ich: Lemberg ist eine habsburgische Stadt, ist eine feste, verläßliche Burg von Österreich! Von gestern bis heute — und noch immer hat dieser trunkene Jubel keinen Hauch seiner freudigen Kraft verloren. Und während ich da in meiner Hotelstube sitze und zu schreiben versuche, ist auf der Straße drunten ein wogendes Menschengewühl, und das ruhelos schreiende Glückslied dieser vielen Tausende ist wie das Rauschen eines Meeres in der Flut. —

Aber laßt mich erzählen, lückenlos, laßt mich zurückwandern zum See von Janow und die leuchtende Abendstunde wieder nachfühlen, in der ich sah, daß der Deutsche Kaiser gekommen war.

Ich wollte nicht stehen bleiben, nicht stören, wollte davongehen, als ich mit Freude gesehen hatte, wie froh und lebhaft der Kaiser war, wie gesund und frisch und kraftvoll er aussah — nicht mehr so ernst und streng wie damals am 8. Mai, als ich den Kaiser auf dem Bahnhof von Brzesko sehen durfte, damals, als ihm der Eindruck der sieghaften Frühlingstage am Dunajec verbittert und umschattet wurde durch die Sorge um die Entscheidung Italiens. Sorge? Nein! Das ist nicht das richtige Wort. Eine Sorge, im Alltagssinne dieses Wortes, ist in unserem Kaiser nie gewesen. Immer war in

ihm nur die unerschütterliche Zuversicht und der stählerne Glaube an den Sieg unserer gerechten Sache, die nicht ärmer wurde, weil die Zahl unserer Feinde sich um einen bereicherte, in dem wir vertrauensvoll einen verläßlichen Freund vermuteten. Was damals am 8. Mai in Brzesko so streng und ernst aus den blanken Augen des Kaisers redete, war weder Sorge noch Zorn — es war die schmerzende Trauer über ein Geschehen, das er kommen sah und an das er trotz allem nicht glauben konnte, weil es ihm bei der Treue seiner eigenen Art unfaßbar und unmöglich erschien. In den folgenden Tagen, zwischen dem 20. und 24. Mai, war hundertmal die Frage in mir: „Wie wird diese schwere Enttäuschung auf den Kaiser wirken? Wird sie seinen fürstlichen Menschenglauben erschüttern? Einen Wert seiner großen Seele mindern oder umgestalten?" Und jetzt, da ich den Kaiser im Janower Wald da drüben auf der Rodung stehen sah, unter dem Donnerlied der Geschütze, so aufrecht, der verheißungsvollen Stunde froh und so voll des Lebens — jetzt hatte ich eine Antwort, die mich glücklich machte. Wie der Kaiser war, so ist er. Noch immer! Die innerlich Starken ändern sich nicht. Mag geschehen, was will, es kommt über sie kein Beugen und Niederdrücken. Drum sind

sie die Sieger. Ein Feind mehr oder weniger, das zählt nicht.

Ich wollte gehen. „Herr Doktor," sagte ein Offizier, der auf mich zutrat, „wollen Sie denn nicht bleiben?" Ich schüttelte den Kopf. Meine Kleider waren schmutzig und verstaubt, meine Hände grau, mein Gesicht von Schweiß übergossen. So stellt man sich nicht vor den Kaiser hin. „Aber bitte, bleiben Sie doch! Der Kaiser hat Sie schon gesehen. Da kommt er." Jetzt sprang ich über den Straßengraben, sehr flink, und gegen den Tisch hinüber, von wo ich den Kaiser kommen sah.

Unter herzlichem Lächeln streckte der Kaiser mir die Hand entgegen: „Ganghofer? Sind Sie denn überall?"

Ich berichtete, woher ich käme, und der Kaiser erfreute mich durch das Wort: „Jetzt eben ist die Nachricht eingetroffen, daß das Nachbarkorps den vorgeschobenen Stützpunkt der Russen genommen hat."

„Ja?" Mir fuhr das wie ein froher Schrei aus dem Herzen. Vom Kaiser hört man doch immer was Erfreuliches!

Ich mußte erzählen, und der Kaiser fragte: „Wie lange bleiben Sie hier noch?"

„Unter allen Umständen bis Lemberg, Majestät!"

„Sie sind gut!" Heiter lachte der Kaiser auf.

Und wurde ernst. „Recht haben Sie! Etwas Notwendiges energisch wünschen, das hilft mit, um es zu erreichen.“ Und als er hörte, daß ich seit der ersten Morgenfrühe schon auf den Beinen wäre, fragte er gleich: „Haben Sie denn irgendwo zu Mittag gegessen?“ Ich schüttelte den Kopf. „Um Gottes willen, da müssen Sie doch gleich was haben!“ Er ließ für mich einen Becher Tee bringen und zwei feste Schnitten Gebäck, griff mit der Hand in eine Blechdose, die auf dem Tische stand, und stopfte mir die Kitteltasche mit Zwieback voll. Und während er sprach mit mir, mußte ich immer knuspern, immer mahnte er: „Essen Sie doch! Essen Sie doch!“

Bei dem Bericht über meine Frontfahrten während der letzten Wochen erzählte ich auch, daß ich in Przemysl mit Sven Hedin zusammengetroffen wäre. Die Augen des Kaisers glänzten bei diesem Namen auf, und er sagte rasch: „Das freut mich, daß Sie den kennen gelernt haben! Dieser Schwede ist ein prachtvoller Mensch. Wenn Sie ihn wieder sehen, bitte, grüßen Sie ihn herzlich von mir!“

Dann kamen ein paar Augenblicke, in denen mir ein beklommener Gedanke den Hals umschnürte. Hoch aus der Luft war ein Surren zu hören, das immer deutlicher wurde. Ein

russischer Flieger! Er kam von Osten her, leuchtete in der roten Abendsonne wie ein Goldkäfer und überflog die Rodung, fast senkrecht über uns. Der mußte doch die vielen Menschen hier unten sehen! Und wenn er — nein, ich konnte diese Sorge nicht zu Ende denken. Nun war sie auch schon vorüber. Hinter der rasch davonsegelnden Kriegsbremse puffte ein Schrapnellwölklein auf. Ruhig stand der Kaiser, sah hinauf und sagte: „Zu kurz!" Auch die folgenden Schüsse blieben weit hinter dem Flieger zurück. Der Kaiser nickte sinnend. „Ja! Flügel haben, das bedeutet für die anderen immer zu spät kommen!

Welcher stumme Gedanke schloß sich in der Seele des Kaisers an dieses Wort? Er wandte sich plötzlich zu mir, sah mich an, und wieder war in seinen Augen jener trauernde Ernst, wie damals am 8. Mai auf dem Bahnhof von Brzesko. Und als er sprach, hatte seine Stimme einen gedämpften Klang, obwohl er streng und langsam jede Silbe betonte: „Ganghofer? Was sagen Sie zu Italien?"

Könnte ich doch den Ton dieser Worte schildern! Das war keine Frage, die eine Antwort von mir verlangte; es war ein schmerzendes Erinnern des Kaisers, ein Bekenntnis seines innersten Denkens, ein erneutes Verwundern über das

Unmögliche, das nicht geschehen konnte und dennoch geschehen war. Ich weiß, noch am 8. Mai in Brzesko hatte der Kaiser den festen Glauben: „Mag ein Teil des italienischen Volkes durch die Kriegshetzer mißleitet sein, auf den König kann man sich verlassen.“ Und nun wirkte auf mich der Blick des Kaisers bei dieser halblauten, langsamen Frage so erschütternd, daß ich stumm die Zähne übereinander biß. Erst nach einer Weile konnte ich sagen: „Majestät! Wie es kam, so ist es besser. Für Österreich und für uns. Der reine Tisch ist immer das wertvollste Möbelstück in einem redlichen Haus.“ Der Kaiser nickte, ein Aufatmen straffte seine Gestalt, wieder glänzte die frohe Ruhe in seinen Augen, doch seine rechte Hand schloß sich zu einer wie aus Stein geformten Faust. Und während er so dastand vor mir, so aufrecht, so ruhig und kraftvoll, so zuversichtlich, der ungefährdeten Zukunft unserer verbündeten Völker so bewußt und sicher — da wurde er mir zum lebenden Beweis für die Wahrheit eines Satzes, den ich am üblen Entscheidungstag Italiens niederschrieb: „Der Starke, wenn ihn die Schlechten verlassen, wird stärker, als er war.“

Der Abend begann zu dämmern. Unter dem ruhelosen Dröhnen und Echorollen ging der Kaiser von Batterie zu Batterie.

Mir wurde die Heimfahrt zu einer träumenden Freude, zu einer von Bildern quellenden Zukunftsahnung.

Vor Jaworow trafen wir einen Tausendzug von russischen Gefangenen, und bei sinkender Nacht, nicht weit von Radymno, überholten uns die Automobile des Kaisers und seiner Gefolgschaft. Die vielen Scheinwerfer mit ihren gleitenden Lichtkegeln erhellten weithin die schwarze Finsternis.

Und in der folgenden Nacht, zu Jaroslau, gegen die erste Morgenstunde, ließ der Generalfeldmarschall v. Mackensen mir sagen: „Fahren Sie so frühzeitig wie möglich los! Die russische Stellung beim Janower See ist genommen, morgen wird Lemberg fallen.“

Mir wurde in der kühlen Nacht so heiß, als wär's die Mittagsschwüle. Vor Erregung zittern mir immer die Hände, während ich das Nötigste zusammenpacke und den Schlafsack schnüre. Bis wir den Wagen in Ordnung haben, vertröpfelt noch eine Marterstunde der Ungeduld. Endlich, gegen halb drei Uhr, geht's in die grau erlöschende Nacht hinaus. Sonst bin ich kein Freund vom allzu schnellen Autofahren, man sieht zu wenig von den Dingen, an denen man vorüberhastet. Aber an diesem verheißungsvollen Morgen muß

unser Wagen rennen, so flink er's bei den übelzugerichteten Wegen fertig bringt.

Es regnet ein bißchen, alle Ferne ist umdunstet, und es kommt ein trübes Frühlicht, ohne die Sonne zu haben, an die man sich gewöhnte seit den strahlenden Frühlingstagen am Dunajec.

Die Straßen sind leer, nur selten überholen wir eine Kolonne, der Nachschub des Heeres ist in der Nacht schon weit vorausgerückt, und die Wälder, die am Kaiserabend wimmelten von soldatischem Leben und durchrollt waren vom Brüllen der Geschütze, liegen in menschenöder Stille. Beim Janower See gewahren wir die ersten, schon zu Gevierten aufgefahrenen Proviantzüge und Munitionskolonnen. Hinter den Torfmooren, die noch immer brennen und qualmen, fahren wir durch die entzweigebrochene russische Stellung, die von zahlreichen Granatentrichtern grauenvoll zerrissen ist. Alles, was Wald gewesen, ist hier ein Splitterhaufen. Im Graben liegen Waffen und Leichen und schmutzige Hemden und Patronen umher. Ich sehe eine russische Kochstelle, die noch glühende Kohlen hat. Und als wir im hellgewordenen Morgen die Straßenhöhe bei Rzesnaruska erreichen, gewahren wir gegen Osten eine riesige Rauchsäule, deren

violette Fahne nach Süden hinweht über viele Meilen des erlösten Landes. Dort, wo sie aufsteigt, zehn Kilometer vor uns, muß Lemberg liegen. Die Feinde scheinen zu fühlen, daß man ihnen die österreichische Stadt, der sie schon einen russischen Namen gaben, wieder entreißen wird. Darum verbrennen sie die Vorräte, die sie nicht mehr zu bergen vermögen.

Im Dorf umgibt uns wieder das graublaue Soldatengewimmel. Wir sind bei einer Brigade der Armee Boehm-Ermolli, bei den Wienern, bei den Niederösterreichern und Brünnern. Der Oberst des Wiener Landwehrregiments — ein Offizier vom alten, schneidigen, derben Schlag, schon dreimal verwundet und dreimal wieder ins Feld gerückt — empfängt uns freundlich in seiner Bretterhöhle, erklärt uns auf der Karte die Stellung der Russen — „Alsdann, morgen karbatschen wir sie da hinaus!" — und führt uns zu einem Hügel, auf dem wir freien Ausblick über das Schlachtfeld haben, über die Gräben und festen Stützpunkte des Feindes.

Dort gegen Osten? Dieses zart Verhüllte im Dunst des Morgens? Das ist Lemberg! Der Anblick der Stadt erregt mich, daß ich schreien möchte vor Freude und zugleich in Zorn. Ich sehe, wenn auch unter Schleiern, einen großen

Bahnhof mit Halle und Kuppel, den Dom und viele Kirchtürme, die hohe Synagoge und ein Meer von Dächern — und überall raucht und qualmt es, und mächtige Feuer müssen es sein, die über zehn Kilometer so winzig aussehen wie Zündholzflämmchen. Kein österreichischer und kein deutscher Mörser hat die Stadt beschossen. Es sind die Russen, die da sengen und brennen, die Kosaken, die mit der Zündschnur kämpfen für die europäische Zivilisation.

Aus weiter Ferne, aus den Wäldern, die südlich von Lemberg liegen, dröhnt es ruhelos herüber. Dort steht der rechte Flügel der Armee Boehm-Ermolli und drängt die Russen von Nawarya gegen die Stadt hin; und der gleiche Donner kommt von Norden her, von der Stellung des Beskidenkorps und der bayerischen Division.

Vor uns, in einem breiten, sumpfigen Wiesenkessel, liegt ein russischer Stützpunkt, um den das Wiener Regiment bluten mußte in der vergangenen Nacht; die Wiener erstürmten die Schanze und wurden von feindlicher Übermacht umflügelt. Zwei Züge der Tapferen sind verschollen, seit dem Morgen hörte man nichts mehr von ihnen. Sind sie gefangen — gefallen?

Uns zur Linken blickt ein zweiter Stützpunkt der Russen über die Ährenfelder her, die „Höhe 320",

die am kommenden Morgen genommen werden muß. Sie ist der Schlüssel der Straße von Jaworow nach Lemberg, ist ein furchtbarer Riegel, kein Schützengraben, sondern ein richtiger Festungskopf, ausgebaut mit allen widerstandsfähigen Mitteln, umzogen von tiefen, undurchdringbar erscheinenden Drahthindernissen. Hunderte von schwarzen Schießscharten lugen zu uns herüber, wie tückische, unbewegliche Raubtieraugen! — Gar so leicht wird es morgen mit dem Hinauskarbatschen nicht gehen! Gott, das Glück eurer Heimat und unsere gerechte Sache muß morgen mit euch sein, ihr tapferen Wiener und Niederösterreicher!

Die beiden Stützpunkte sind verbunden durch Gräben und Hindernisse; und von der Höhe 320 zieht sich als bedenkliche Flankierung eine feste Grabenstellung nach links über die Straße hin und vor dem Dorfe Rzesnapolska in die Wälder hinein.

Um sieben Uhr morgens bleiben wir allein. Den Oberst ruft seine Arbeit. Ich habe — auf meine Verantwortung — freien Paß, zu gehen, wohin ich will. Außerhalb des Dorfes, das sich gegen die feindliche Stellung zerfasert zu kleinen Weilern von fünf, sechs Häusern, suche ich mir beim letzten Gärtchen eine Beobachtungsstelle,

die mich alles überschauen läßt, etwa zweihundert Schritt liegt sie von der Höhe 320 entfernt. Hinter mir, auf den Dachböden der Bauernhäuser, sind die Maschinengewehre der Wiener Einser montiert; manchmal tacken sie, um sich einzuschießen; und wenn die Russen antworten, singen die harten Vögelchen bei mir vorüber oder schneiden staubende Risse durch den Acker. Mich deckt ein Weidenbaum, zwischen dessen gegabelten Ästen ich mein Glas auflegen kann.

Um acht Uhr beginnen hinter uns in den Wäldern die vorgeschobenen Batterien zu feuern; sie schießen sich ein und legen Qualm vor die Ährenfelder und Laufgräben, damit die Wiener Landwehr sich vorschieben und bis zum Abend die Stellung erreichen kann, die ihr vorgeschrieben ist; sie liegt dem feindlichen Bollwerk am nächsten, ist am weitesten gegen Lemberg vorgeschoben.

In der Stadtferne vermehren sich die Rauchsäulen der Brände. Gegen zehn Uhr steigen zwei breite Flammen auf, die von Minute zu Minute wachsen und am hellen Tage sichtbar sind wie große Glutgebilde. Jetzt der Donner einer schweren Explosion. Das größte Gebäude von Lemberg, der Bahnhof, beginnt zu brennen. Gewaltige Rauchwolken wirbeln hundert Meter hoch empor und wälzen sich im ruhigen Winde

davon. Und zwischen dort und hier das unaufhörliche Dröhnen der Granaten, das weitzerstreute Gewehrgeknatter. Durch alle Ährenfelder huschen geduckt die graublauen Gestalten, und in allem Zickzack der Laufgräben blitzen die Bajonette und gleiten die Köpfe mit den graublauen Kappen. Immer vorwärts drängen die braven Wiener, immer vorwärts, vorwärts! Durch ein Ährenfeld wird eine Gasse gerissen wie von einem rollenden Körper. Manchmal wandert einer von den Graublauen zurück, ganz langsam, mit vorsichtiger Armhaltung oder mit zögerndem Fuß. Und immer dröhnen die Kanonen, bei uns und südlich von Lemberg und im Norden. Und immer singen dabei die schwebenden Lerchen. So oft man aufblickt, sieht man solch eine trillernde Glückseligkeit im Dunste des Morgens hängen. Und wenige Schritte neben mir, auf einem Strohdach, entdecke ich ein Storchennest mit vier Jungen, die schon gefiedert sind. Die Störchin steht bei den Kleinen im Nest und spielt mit ihnen, macht tanzende Bewegungen, über die sich die Kinderchen amüsieren, und dann kommt der ernste fleißige Vater herangeflogen, hat was Zappelndes oder was Unbewegliches im Schnabel, und die Jungen strecken sich und picken gierig nach dieser verlockenden Sache.

Fast das gleiche sehe ich bei den Menschen, die nicht graublau sind. Die alten Männer und die erwachsenen Mädchen gehen ihrer Arbeit nach, völlig unbekümmert um die Schlacht. Bejahrte und junge Mütter singen und hutschen zwischen den Händen die greinenden oder lachenden Säuglinge. Die halbwüchsigen Kinder spielen in den Höfen und Gärten, und geht in der Nähe eine Granate nieder oder bildet über uns ein platzendes Schrapnell seine Wolke, so haben die Kinder nach einem flüchtigen Verdutzen ihre Freude daran. — Gibt es einen Schreck im Leben? Man braucht ihn nur nicht zu fühlen, dann ist er nicht da.

In der Mittagszeit umdunstet sich der Himmel immer dichter, die ganze Landschaft überschleiert sich grau, und das Bild der Brände von Lemberg verschwindet. Mit Knattern und Geschützdröhnen geht es weiter den ganzen Nachmittag. Von den vorrückenden Schwarmlinien ist nimmer viel zu gewahren; sie haben sich eingegraben. Doch immer trägt man Schwerverwundete an mir vorbei, die meisten mit Kopfschüssen. Einer mit blassem Gesicht, das die Blutfäden überrieseln, liegt während des Tragens auf die Seite gedreht und schreibt eine Postkarte; als die beiden Träger das Bauern-

höfchen betreten, begegnet ihnen die Bäuerin, die in der Regimentsschlächterei eine von Blut tröpfelnde Rindslunge geschenkt bekam; lächelnd sagt der eine von den beiden Bahrenträgern, ein langer Kerl, so mager wie der Prinz von Arkadien: „Siehgst, dös waar jetzt recht, a Baischerl!"

In Lemberg dröhnen rasch nacheinander fünf schwere Explosionen. Zu sehen ist nichts mehr. Um die fünfte Nachmittagsstunde sind Ferne und Nähe von einem Grau umwoben, das kein Blick mehr zu durchdringen vermag. Überall ein gleichmäßiges Rauchgewoge, das aussieht wie abendlicher Herbstnebel. Im Norden und Süden rollt und dröhnt es noch immer; die Batterien der Brigade, bei der ich mich befinde, verstummen eine nach der anderen; sie haben sich eingeschossen und erwarten den Morgen; nur das Gewehrgeknatter geht weiter ohne Unterlaß; es hört sich an, wie ein frierendes Zähneschauern der grau umwickelten Natur.

Vor Beginn der Dämmerung kehre ich zurück zur Bretterhöhle des Obersten. Neben den dampfenden Feldküchen werden Rinder geschlachtet und enthäutet; einen von den Köchen hör' ich sagen: „Heut gibt's Fleischlaaberln mit Häuptlsalat." Dicht neben der Küchenstätte fahren die

Sanitätswagen vor, und ein Schwerverwundeter nach dem andern wird eingeladen. Ein junger, netter Kerl, der einen bösen Schuß hat, nimmt ruhig von einem Kameraden Abschied, raucht seine Zigarette und seufzt, während man seine Bahre in den Wagen hineinschiebt: „So was Dummes, daß i jetzt haam mueß, morgen waar i gearn noch dabeig'wesen!"

Unter dem Nebelmantel des stillwerdenden Abends sitzen wir vor der Bretterhöhle auf einer Bank. Trotz der roten Bilder, die rings um uns her zu sehen sind, schlingt man in seinem Hunger ein paar Bissen hinunter. Dann kommt vor dem Schlafengehen noch etwas Schönes. Langsam und müde marschiert ein Zug von etwa hundert Graublauen heran; zehn oder zwölf von ihnen sind schwer verwundet und werden von ihren gesunden Kameraden sorgsam geführt. Das ist ergreifend. Ein junger Feldwebel stellt sich vor den Oberst hin und macht seine Meldung. Es sind die beiden Züge der Wiener, die man seit der vergangenen Nacht vermißte. Sie waren abgeschnitten, waren hinter der russischen Front und haben sich mit zäher Tapferkeit zu den Ihrigen durchgeschlagen.

Der Oberst winkt ihnen mit beiden Händen zu, und die rauhe Stimme schwankt ihm ein

bißchen. „Brav, Leute! Ihr habt euch ausgezeichnet gehalten!"

Die Wiener bitten, gleich wieder hinaus zu dürfen in die Schwarmlinie.

„Nur langsam!" sagt der Oberst. „Erst müßt ihr essen und ein paar Stündln schlafen. Dann reden wir weiter."

Ruhig stellen die tapferen Jungen, mit denen sich auch ein paar Bosniaken zusammengefunden haben, die Gewehre zu Pyramiden und strecken sich auf den Erdboden hin. Einige müssen rasch gelabt werden. Sie haben irrende Augen, und ihre Glieder zittern vom Nervenschock.

Der Regimentsdoktor hat neue Arbeit bekommen; er versäumt das Nachtessen.

Und nun ruft der Oberst die paar jungen Offiziere seines Stabes zusammen, zur Befehlsausgabe für den Generalsturm am Morgen. Dann hör' ich ihn ruhig sagen:

„Meine Herren! Aus dem Befehl werden Sie erkannt haben, daß wir morgen die Hauptgruppe sind und die schwerste Arbeit zu leisten bekommen. Dieser Ehre werden wir uns würdig erweisen."

Die stille Nacht ist da. Von dem nahen Gehöft, vor dessen Zaun die Flagge des Roten Kreuzes weht, tönt manchmal undeutlich die

rasche Stimme des Doktors her. Nie hört man einen klagenden Laut.

Ich liege auf dem Heu, in meinem Schlafsack. Aber schlafen kann ich nicht. Immer ist in der Ferne der Nacht ein leises Klirren und Klingen.

Nach vier Stunden beginnt der Morgen zu grauen. Der 22. Juni ist gekommen. Der Tag von Lemberg.

„Auf!"

Im halben Dunkel stehend, muß ich beten. Mein Gebet hat nur fünf Worte:

„Heil und Segen für Österreich!"

*

Noch sind die Vögel nicht erwacht. Der Morgen des 22. Juni ist noch zu jung für ihre Lieder, ist kühl und grau, durchdunstet von ziehenden Schleiern, die man an den Wangen fühlt, wie die leise Berührung feuchter Hände. Keine Sonne will kommen, und dennoch ist mir, als wäre ein strahlendes Licht in allen Dingen. Das halbe Schweigen, das mich umgibt, die wunderlichen und unbestimmten Geräusche der Ferne, das Hufgeklapper der jagenden Meldereiter, der freundliche Morgengruß der Wiener Einser und der Niederösterreicher, ihre straffe und rasche Beweglichkeit, die strenge Spannung in ihren Gesichtern, ihr zuversicht-

liches Lächeln und das gläubige Leuchten in ihrem Blick — alles, alles hat schönen Glanz, alles hat eine stumme und dennoch wundersam klingende Stimme, die immer das gleiche sagt: „Wir siegen." Aus keinem Auge seh' ich die beklommene Frage reden: „Wirft es mich heute nieder auf den roten Boden?" In jedes Soldatengesicht ist der eiserne Wille geschrieben: „Heut will ich mithelfen, so gut ich kann!"

Die Erregung, welche die ganze Nacht hindurch an meinen Nerven zerrte, mildert sich und erlischt. Nur noch ein Einziges ist in mir: das Wissen des kommenden Erfolges.

Durch einen tiefgeschnittenen Laufgraben erreichen wir, mein Begleiter und ich, noch vor der vierten Morgenstunde die bis auf tausend Schritte gegen den feindlichen Stützpunkt vorgeschobene Beobachtungsstelle des Artilleriestabes. Hier sind die Offiziere schon seit der Nacht auf ihrem Posten. Ein paar rasche, freundliche Worte der Begrüßung, ein festes Händeschütteln. Daneben immer das leise Tuten des Telephons, immer das Lautgewisper in den Apparaten, immer die knappen, klaren Befehle, die durch den Draht davonfliegen.

Ich schaue hinaus über die grünen Saatfelder und Wiesen, die an diesem Morgen ein rotes

Schlachtfeld werden wollen, eine blühende Stätte der Glücksentscheidung für Österreich. Überall Stille, überall eine schweigende Leere. Von Lemberg in der Ferne ist nichts zu sehen, nur Qualm und Rauch; immer wüster brennen und sengen da die Russen. Stumm und leblos, gleich einer schon geräumten Burgschanze, blickt die feindliche Höhe 320 mit ihren hundert schwarzen oder grauverschleierten Schießscharten zu uns herüber. Auch auf den Feldern zwischen ihr und uns ist wenig zu sehen, nur manchmal ein auftauchender und wieder verschwindender Kopf mit graublauer Mütze, ein Bajonettblinken oder ein bräunlicher Tornisterfleck. Schärfere Sinne und Augen als ich besitzen die Tiere und Vögel — Feldhasen sausen erschrocken davon, die Schwalben beginnen früher auszufliegen als sonst und fliegen unruhig, bald hoch, bald nieder; kleine Taubenschwärme flattern über unsere Köpfe weg. Die beiden Störche schwingen sich vom Strohdach ihres Horsthauses empor und ihre vier Jungen strecken die Hälse, drehen die Schnäbel hin und her und bewegen die weißgeflaumten Schwingen.

Ein paar Minuten vor der vierten Morgenstunde fällt hinter uns der erste Kanonenschuß. Geht meine Uhr nicht richtig? Oder können die sehnsüchtigen Kanoniere die für den Angriff fest-

gesetzte Stunde nimmer ganz erwarten? Die anderen Geschütze fallen ein, die anderen Batterien. Bei den Wiener Einsern und bei der niederösterreichischen Landwehr beginnt es, und dann setzt der Geschützdonner in der Ferne sich fort, im Süden und Norden von Lemberg, auf dem rechten Flügel der Armee Boehm-Ermolli und beim deutschen Beskidenkorps.

Immer rascher und dichter sausen die österreichischen Granaten über unsere Köpfe weg und gegen den Feind. Das wird ein einziges, so fest ineinandergewobenes Rauschen, daß ich unter dem singenden, klingenden Gewölbe eines unsichtbaren Glashauses zu stehen glaube. Hier unten bei uns ist Ruhe; die Ruhelosigkeit ist nur in den Lüften droben. Während der Geschützdonner und sein gewaltiges Echorollen in den Wäldern eine so gleichmäßige Sache wird, daß man dieses Dröhnen schon nach wenigen Minuten zu hören verlernt, ist über uns im Dunst des Himmels ein irrsinniges Vogelgekreisch und ein planloses Umhertaumeln der flatternden Kleingestalten. Die Tauben und Schwalben machen rasende Schwenkungen und aberwitzige Purzelbäume, fallen und steigen und verschwinden wieder. Nur die Störche bewahren halb die zahme Gelassenheit und umkreisen immer ihren Horst.

Die ersten feindlichen Schrapnellschüsse kommen, die ersten russischen Granaten. Niemand beachtet sie. Immer hängen meine Augen an der feindlichen Stellung, in welche reihenweis die österreichischen Geschosse einschlagen, bald in die Deckungen, bald in die Hindernisse. Alles da drüben ist verwandelt in eine gigantische Hecke von Glutfontänen und rauchspeienden Erdschlünden, verwandelt in einen schaudervollen Höllentanz. Turmhoch spritzen die Qualmbäume und die Schollengarben empor, hinter- und nebeneinander, und immer wieder hör' ich in dem einheitlichen Sausen der fliegenden Geschosse einen tiefen, machtvollen Rauschton aufbrummen, und jedesmal, wenn er einsetzt und heranschwillt, sagt an meiner Seite eine ruhige Soldatenstimme: „Jetzt kommt die Alte!" Das ist die Granate des Motormörsers! Und fällt sie nieder, so ist da drüben die Hölle gesteigert zu einer Überhölle, und die riesige, grauenvolle, schwarzbraune Qualmgestalt, die sich fächerförmig emporwirft in die Lüfte, ist durchflattert von zertrümmerten Balken, von Mauerbrocken, von Gewehren und von seltsamen Klumpen, deren Wesen man nicht erraten mag.

So währt das eine ganze Stunde lang und steigert sich immer, wird immer wilder und ge-

waltiger. Scheint es denn möglich, daß da drüben in dieser brüllenden Hölle noch Leben wohnen, eine Menschenbrust noch atmen, eine tapfere Feindesfaust noch bei der Waffe bleiben kann? Ist diese gleiche Frage auch in den Graublauen, die auf den Befehl zum Angriff harren? Ich sehe, wie sie überall die Köpfe aus den Laufgräben und Deckungen herausstrecken und mit vorgebeugten Hälsen gegen die von Rauch und Feuer und Erde umwirbelte Stellung der Feinde spähen. In langen Reihen tauchen sie auf, ich sehe Hunderte von solchen Köpfen, sehe Tausende. Und plötzlich, innerhalb weniger Sekunden, macht die qualmende, von Flammen durchblitzte Hölle da drüben einen Sprung nach vorwärts, um fünfzig Meter, gegen das Hinterland der feindlichen Stellung. In diesem Augenblick beginnen die Wiener Einser zu stürmen. Bevor ich noch aufatmen kann, ist das ganze Feld vor uns bedeckt mit vorwärtsdrängenden, locker geschlossenen Schwarmreihen — drei, vier, fünf Linien hintereinander. Einen seh' ich taumeln und fallen, einen zweiten, einen dritten. In mir ein stummer, schmerzender Schrei. Zwei von den dreien bewegen sich nimmer. Der dritte rutscht auf der Hüfte gegen ein Saatfeld hin, und da sind schon zwei von den braven, unerschrockenen Bahrenträgern bei ihm

und heben ihn auf und verschwinden mit ihm in den hohen Ähren. Und die anderen immer vorwärts in langen Reihen, immer vorwärts, vorwärts! Aufrechte Helden unserer Heimat sind sie, prächtige, mutige Jungen, und sehen doch vor der Helle des östlichen Morgenhimmels aus wie winzige, wunderlich hüpfende schwarze Käferchen. Nun sind sie schon dicht vor dem schrecklichen Irrgarten der Stacheldrähte, Herrgott, hilf ihnen, hilf ihnen aus allen Kräften deiner Gerechtigkeit, jetzt kommt der böse, feuerspeiende Augenblick! Die stürmenden Reihen gleiten auseinander, fließen zu fünf, sechs dichten Schwärmen zusammen und drängen durch die Lücken, die unsere Mörsergranaten in die Drahtverhaue und Hindernisse gerissen haben.

Da fährt aus der langen Zeile der feindlichen Schießscharten etwas heraus, das der funkelnden Zahnreihe eines ungeheuren Goldkammes und einem aus Rauchstrahlen gewobenen Gitter gleicht. Dem Himmel sei Dank, ich sehe keinen von den Unseren fallen — die Russen schossen zu hoch — und hundert Schritte vor uns durchfurcht die lange Kugelreihe der feindlichen Salve den Acker und pfeift und gellert an uns vorüber; nur wenige Lücken sind in dem vom Saatfeld aufwehenden Staubstreif, ein Beweis dafür, daß die

Stellung des Feindes nach aller Verwüstungsarbeit der Granaten noch immer dicht besetzt ist. Aber seht, die Unseren sind schon hart an der Schanze, werfen sich nieder und decken sich. Und nun vollzieht sich etwas Schnelles, so schnell, daß die schauenden Augen nicht folgen können. Aus den feindlichen Scharten strecken sich Arme und Köpfe heraus, Gewehre senken und bewegen sich, ein Auf- und Niederblitzen über den Raum von wenigen Schritten, jetzt über die ganze Reihe der Unseren hin ein jähes Emporschnellen, ein rasendes Aufwärtswirbeln. Nun erscheint, scharf abgehoben vom hellen Himmel, auf der Höhe der Schanze das erste feine, wundervolle, herrliche Figürchen eines Graublauen, in der nächsten Sekunde sind es schon zwanzig, dreißig, hundert, und alle senken die Gewehre, schießen und stoßen in den feindlichen Graben hinunter und springen den Russen auf die Köpfe. Überall auf den weiten Feldern stürmen die nachrückenden Reserven im Laufschritt gegen die Schanze hin — und jetzt ein Donnern, Blitzen und Knattern in den Lüften. Ein Regen von feindlichen Schrapnellgeschossen überschüttet die Unseren. Sie weichen nicht, immer vorwärts, vorwärts! Aber wohin ich in Sorge blicke, überall ist ein Taumeln und Stürzen. Ein langer Wiesenstreif bedeckt sich

mit vielen Liegenden, die sich nicht mehr rühren oder nur mühsam bewegen. Ich kann's nimmer sehen, muß die Augen schließen. Und da weckt mich ein jubelndes Geschrei von tausend Stimmen, schüttet mir heißes Glück ins Blut und erfüllt mich mit glühender Heimatsfreude.

Sieg!

Du herrlichstes von allen Worten der Gegenwart! Du bist Erlösung, bist Befreiung und blühende Zukunft. Ein Würfel der Wende ist gefallen an diesem Morgen. Die Schanze vor uns, obwohl sie uneinnehmbar schien und vom Feinde tapfer und zäh verteidigt wurde, ist von den Graublauen erstürmt, die Hauptstellung des Feindes ist genommen, der Weg nach Lemberg wird sich öffnen für Österreich. Die Spanne Zeit, in der dieses Frohe durch den kühnen Sturm der Tapferen erzwungen wurde, war mir wie eine herzzerreibende Ewigkeit. Nun sagt mir die Uhr: „Es waren nur acht Minuten!“ Sie werden in der Geschichte dieses Krieges ein klingendes Ehrenlied der Wiener bleiben, der Brünner und Niederösterreicher. — —

— Aber dort zur Rechten? In der Wiesenmulde drunten, in die wir nicht hinuntersehen können? Was ist da? Immer hör' ich ein weitzersprengtes Gewehrgeknatter, das ich nicht zu

deuten vermag. Und hier zur Linken? Bei der Straße, über die sich die Flankenstellung des Feindes hinüberzieht gegen das Dörflein Rzesnapolska? Warum rührt sich da so wenig? Ist der Angriff da ins Stocken geraten? Ich springe eine Strecke weit über die Äcker hinaus, immer ist ein Pfeifen und Singen neben meinen Ohren, und ich sehe von erhöhter Stelle über einen langen Straßengraben hin, sehe, daß er dicht gefüllt ist mit Graublauen, Schulter an Schulter. Warum rühren sie sich nicht? Warum geht's da nicht vorwärts? Eine martervolle Beklommenheit beginnt zu brennen in mir — und plötzlich verschwindet das Bild, wird verdeckt durch einen Schwarm von zweihundert russischen Gefangenen, die man herbringt von der genommenen Schanze. Sie werden geführt von einem jungen, schwarzbärtigen Feldwebel der Wiener Einser. Sein braunes Gesicht ist von Schweiß überglitzert und glüht und zittert, in seinen Augen funkelt es wild und schön, er ist wie ein von süßem und starkem Wein Berauschter. Lachend in seiner Freude, schreit er mich an: „Gelt? Heut kann ma z'frieden sein mit uns! Heut, maan' i, haben mer's gut gemacht!" Ich fasse seine Hand und drücke sie und muß dabei so trunken lachen, wie der junge Feldwebel von den Wiener Einsern.

Aber da drüben bei der Straße? Bei Rzesnapolska? Was ist denn da? Ich kann die Ungewißheit nimmer ertragen und springe zum Oberst hin. Der nickt mir in Ruhe zu: „Alles steht gut, überall geht's vorwärts. Nur bei der Straße, da hat's einen Haken..." Er wendet sich und ruft Befehle über die Schulter. Die Stimme eines jungen Leutnants wiederholt sie am Telephon — das ist ein prächtiger Mensch, ein famoser Soldat. Der muß Nerven und einen Willen wie von Eisen haben! Allen Gang der Dinge hält er straff in der Hand.

Eine Meldung, die durch das Telephon herbeifliegt, wird unterbrochen durch ein schweres Dröhnen. Dicht vor uns, auf sechs oder sieben Schritt, hat eine russische Granate eingeschlagen. Mir wirbeln die Sinne ein bißchen. Ich sehe scheu gewordene Pferde davonrasen, sehe einen hinkenden Gaul vorüberhumpeln, sehe Menschen in den Baumgarten neben mir hineinspringen, sehe, daß sie bluten und taumeln, und höre zwei Stimmen, welche unverständliche Laute stöhnen und nach wenigen Sekunden schwächer werden und verstummen. Ein Dragoner, der im Staub der Straße liegt, macht den Versuch, sich aufzurichten, und fällt wieder hin; seine Beine sind abgeschlagen, auf den Stümpfen will

er davonkriechen, ich schreie: „Bleiben Sie ruhig liegen!", will hin zu ihm und will ihm helfen, aber ein Graublauer kommt mir zuvor, nimmt ihn auf den Rücken und trägt ihn fort; ein dicker Blutbach plätschert herunter und färbt die staubige Straße rot. Am Telephon redet die eiserne Stimme des jungen Leutnants weiter. Drei Pferde sind kaputt, fünf Mann verwundet, zwei sind tot. „Meine beiden Pferdewärter!" sagt der Oberst mit rauhem Laut. „Sind brave Kerle gewesen!" Er geht zur Telephonstelle, hört die Meldungen und gibt Befehle. Ich sehe neben mir ein talergroßes Sprengstück der russischen Granate liegen, heb' es auf und steck' es in die Tasche. Meine Kleider sind mit feinen Tropfen übersprüht — es muß geregnet haben, ohne daß ich es merkte.

Da kommt eine gute Nachricht. Zur Rechten, in der sumpfigen Wiesenmulde, geht es vorwärts, auch der zweite Stützpunkt der Feinde ist genommen. In Erregung springe ich über die Hügelkante hinüber, um ins Tal hinunter zu schauen.

Drunten im Wiesenmoor seh' ich ein wundervolles Bild. Die Wiener und Niederösterreicher rücken in langen Schwarmlinien vor. Ich sehe, daß viele auf dem Sumpfboden einsinken bis

übers Knie, bis an die Hüfte, und sehe dicke Haufen von braunen Russen über eine dunstige Heide gegen die Wälder flüchten, die südlich von Lemberg liegen.

Aber zur Linken? An der Straße? Will sich da noch immer nichts rühren? Plötzlich sagt mein Begleiter, der beim Scherenfernrohr steht: „Hinter den Häusern von Rzesnapolska seh' ich fliehende Russen gegen die Lemberger Straße springen.“ In einem Fieber von Erregung richte ich mein Glas und spähe. Und siebzehn kleine dunkle Gestalten zähl' ich! Im Nebel des Morgens sind sie ganz verschwommen, kaum noch erkenntlich. Bei der Straße machen sie wieder kehrt und rennen ins Dorf zurück, auf eine große Scheune zu. Und andere seh' ich zwischen dem russischen Schützengraben und dem Dorf umhergleiten und von Deckung zu Deckung schleichen — zwanzig, dreißig, fünfzig, achtzig müssen es sein, und alle flüchten auf die gleiche Scheune des Dorfes zu. Ich sage das dem Kommandeur der Artillerie. Er nickt: „Die haben wir gleich!“

Der Feuerbefehl fliegt durch das Telephon zur Batterie. Die erste Granate geht zu weit, die zweite zu kurz, die dritte schlägt mitten in das Scheunendach hinein, und eine hohe

Flamme lodert auf, umwirbelt von dickem Rauch. Und während ich spähe, muß ich in Freude schreien: „Sie hängen das weiße Tuch heraus!" Einer von den Russen ist auf einen Birnbaum geklettert, und immer weht und weht er mit dem weißen Taschentuche hin und her. Weil ich nicht sehen kann, was hinter der Senkung der Straße vorgeht, renne ich hinaus. Und plötzlich muß ich stehen bleiben. Einen Augenblick ist mir, als wäre mein ganzer Körper zu Stein geworden. Ich sehe die Blaugrauen im Straßengraben. Jetzt weiß ich, warum sie nicht vorgegangen sind. Da kauern und knien und liegen sie, Schulter an Schulter. Viele halten noch wie wachsame Schützen das Gewehr im Anschlag, andere sind mit dem Gesicht nach vorne gefallen, andere liegen nach rückwärts übergeworfen. Einer hat ein ernstes, kluges Gesicht, mit einer Hornbrille vor den unbeweglich schauenden Augen; das muß ein Lehrer gewesen sein, ein Gymnasialprofessor. Und keiner von den vielen ist ein Verwundeter, alle sind tot. Sie gerieten in doppelseitiges Flankenfeuer. Jeder hat fünf oder sechs oder sieben Kopfschüsse bekommen. Während ich erschüttert auf der Straße stehe, gehen zwei bayerische Soldaten vorüber, die einen Transport von Gefangenen brachten — und ich höre den einen, da

er das graublaue Heldenopfer im Straßengraben sieht, mit bebender Zornstimme sagen: „Wartet nur, ihr lieben braven Mannderln, ihr sollt gerächt werden!“

Mir sind die Augen umflort, und so tappe ich weiter, an dieser stummen graublauen Reihe entlang, die rot übersprenkelt ist. Und wo sich die Straße gegen Rzesnapolska hinuntersenkt, da seh' ich aus unseren Schützengräben nur wenige herauskommen. Mit gefällten Bajonetten schreiten sie gegen das Dorf. Zu kämpfen brauchen sie nimmer. Die Russen laufen ihnen waffenlos von den brennenden Häusern entgegen, in Haufen von dreißig oder vierzig Mann, mit dem weißen Tuch oder mit erhobenen Armen, und salutieren und geben sich scharenweis gefangen.

Das Dröhnen der Geschütze wird immer seltener, und schließlich verstummt es hier im Westen von Lemberg völlig. Nur einzelne ferne Gewehrschüsse knattern noch, und südlich und nördlich der gewonnenen Stadt ist immer noch ein dumpfes Rollen und Grollen in den Wäldern.

Zehn Uhr vormittags. Der Sieg der Unseren ist voll und ganz. Die Straße nach Lemberg steht geöffnet, Lemberg ist wieder eine österreichische Stadt.

Über das Schlachtfeld breitet sich eine Stille hin, die nur von schwachen, unbestimmten Geräuschen unterbrochen wird.

Langsam schreite ich an den erstürmten Stellungen entlang. Meine Augen sehen nimmer recht, meine Nerven sind verbraucht, und immer ist ein leises Zittern in meinen Muskeln, wie es die Pferde haben, wenn sich Fliegen auf ihre Wunden setzen. Über die Felder zur Rechten, die reich getüpfelt sind mit graublauen Punkten, kann ich nimmer hinschauen. Überall schreiten da schon die treuen Ärzte und die fleißigen Bahrenträger umher. Kommen zwei an mir vorüber, die einen Dritten tragen, so ist eine stumme, dankbare Bewunderung in mir. Ich höre kein Wimmern, höre keinen klagenden Laut. Manche von denen, die getragen werden, nicken mir zu, wenn ich die Kappe herunternehme, und lächeln mit blassen Lippen. Ich sehe in ihren Augen die Freude über den Sieg, bei dem sie mithalfen. Die schweigende, ruhevolle Festigkeit, mit der sie ihre roten Schmerzen für die Heimat tragen, ist verheißungsvoller Heroismus — ist aber auch ein Mahnwort an das erlöste Vaterland. Sündhaft wäre das Volk, das seine Invaliden darben ließe und nicht goldene Engelshände hätte für die Witwen und Waisen der Gefallenen!

— Ich schreite weiter. In der von den Unseren eroberten Stellung der Russen sieht es furchtbar aus. Alles ist verwüstet und zerrissen. Wohin die Augen gleiten, finden sie einen Wust von Trümmern, von blutigem Schmutz und zerrupften Gewandstücken, von zersplitterten Waffen und zerknüllten Maschinengewehren, von zerfetzten Leichen und menschlichen Gliedern. Und viele Verwundete sitzen oder liegen im Graben; sie sprechen nicht, nur ihre Augen flehen. Ich sehe einen Russen, der ganz gebadet ist in Blut; sein Leiden erbarmt mich und ich mache den Versuch, zwei Bahrenträger herbeizurufen. Da sagt ein junger Graublauer mit strenger Stimme zu mir: „Später! Zuerst die Unseren!" Der Mann hat recht. So muß es werden und so muß es bleiben: Zuerst die Unseren, dann alles andere in der Welt!

Das feine Geriesel des Regens ist versiegt, die Wolken klüften sich und breite Sonnenbänder glänzen über das Schlachtfeld hin. Auf den Höhen der eroberten Stellung haben die graublauen Sieger in großen Gruppen sich hingelagert zwischen den zu Pyramiden aufgestellten Gewehren. Viele ziehen die Röcke und die von Schweiß durchtränkten Hemden herunter, andere streifen die Stiefel ab und wickeln die grauen

Lappen von den wunden Füßen, viele schwatzen und lachen, rauchen, essen und trinken. Einer hat an seiner Bajonettklinge ein drolliges Beutestück hängen: einen erschossenen Feldhasen. Und viele liegen schon unbeweglich da, mit geschlossenen Augen — nach der tapferen Mühsal, nach der Gefahr und Entbehrung dreier Tage und Nächte hat ein bleierner Schlaf sie befallen, im ersten Augenblick der Ruhe, und betrügt die braven Jungen um die Siegerfreude dieses weltgeschichtlichen Morgens.

Husarenzüge und Dragonerschwärme galoppieren über die Felder her. Die Generale mit ihren Stäben kommen. Einer, den ich auf der Straße neben den Scharen der gefangenen Russen und neben den brennenden Häusern von Rzesnapolska in meiner stammelnden Freude beglückwünsche, sieht mir die Übermüdung an, schenkt mir einen Trunk aus seiner Feldflasche und gibt mir eine Zigarette. Ich selber habe nichts; wo mein Gepäck ist, weiß ich nicht; es wird schon kommen, ich kann nicht warten drauf. Mich treibt es nach Lemberg hinein, ich möchte sehen und miterleben, wie das Volk der erlösten Stadt die Sieger empfangen und begrüßen wird. Auf meine Bitte bekomme ich einen Dragonergaul und eine Ordonnanz. Und nun reiten wir beide

los, immer flinker, überholen die marschierenden Truppen und überholen die ersten Züge der Vorhut.

Halb zwölf Uhr ist es. Um elf Uhr waren noch die Russen in der Stadt. Und während ich einreite in die breite Straße eines Vorortes, fallen noch zwei feindliche Granaten als Abschiedsgrüße der Auskneifenden zwischen die Häuserzeilen.

Schon in der Vorstadtstraße beginnen die Menschen sich zu sammeln und strömen scharenweise herbei aus allen Seitengassen. Sie winken mit den Händen, winken mit Hüten und Tüchern, bringen Blumen und jubeln mir mit gellenden Stimmen entgegen. Warum denn mir? Ich bin ein Waffenloser ohne Verdienst, war nur ein Schauender, nur einer, den man freundlich duldete, neben der ernsten Erlösungsarbeit dieses Morgens. Hastig wehre ich mit der Hand und deute nach den Truppen, von denen ich glaube, daß sie mir folgen. Aber dichter werden die Scharen um meinen Gaul und die mich begleitende Ordonnanz herum. Ratlos halte ich meinen trabenden Braunen an, drehe mich im Sattel und sehe hinter uns beiden keine Truppen, nur ein zusammenströmendes Gewühl von jauchzenden Menschen — das erste graublaue Regiment, das

heranrückte gegen Lemberg, mußte draußen vor der Stadt abschwenken zur Verfolgung des Feindes. Erschrocken will ich umkehren, will mich diesem Jubel entziehen, doch die Gäule lassen sich nimmer wenden, wir beide sind eingekeilt zwischen tausend, zweitausend, dreitausend Menschen. Wohin ich schaue, wird es ein undurchdringliches Gewoge von Köpfen und aufgestreckten Händen, von Hüten und Tüchern, von Blumen in allen Farben. Unsere Gäule beginnen verdrießlich zu werden, und um sie bei guter Laune zu erhalten, müssen wir sie gehen lassen, wie der Strom der schreienden Menschen uns drängt, immer in die kleine Lücke hinein, die man vor dem Kopf eines Pferdes offen läßt. Jetzt merke ich auch, warum die Tausende mir so entgegenjubeln. Weil ein österreichischer Dragoner mich begleitet, weil ich auf einem Militärgaul sitze, weil ich feldgrau gekleidet bin und eine feldgraue Kappe vom Schnitt der deutschen Offiziersmützen trage, halten die Lemberger mich für einen deutschen Soldaten unbekannter Waffengattung, sehen in uns zweien ein reitendes Symbol unserer beiden treuverbündeten Reiche, und drum schreien und jubeln die Tausende immer die gleichen Worte: „Hoch Österreich-Ungarn! Hoch Deutschland! Hoch Kaiser Franz Joseph! Hoch Kaiser Wilhelm!"

In dicken Scharen drängen sie gegen uns her, haschen nach unseren Händen, wollen uns etwas schenken, wollen uns laben und heben Getränke und eßbare Dinge zu uns herauf. Ich sehe Wasser und Milch und Wein, Kuchen, Würste und Zigaretten, Schinkenbrötchen und große Erdbeeren, Schokolade und Süßigkeiten, Biskuitte und Knallbonbons, gebrannte Mandeln und gezuckerte Früchte. Hätt' ich von jedem Teller und aus jeder Schachtel, die man zu mir heraufreichte, nur ein winziges Bröselchen genommen, so hätt' ich mir eine unkurable Magenerweiterung zugezogen für alle restlichen Jahre meines alten Lebens. Ich sehe bejahrte Frauen und junge hübsche Mädchen, welche zu weinen beginnen, weil ich von ihren Gaben nicht nehmen will. Immer muß ich ablehnen, immer ablehnen. Nur der Blumen kann ich mich nicht erwehren. Fast erdrücken mich die duftenden Lasten schon, mein bekränztes Pferd sieht aus wie ein Hochzeitsroß, immer geht ein blühender Regen über mich her, und um nach den neuen Sträußen greifen zu können, die man mir aufdrängt, muß ich die früher empfangenen fallen lassen. Und dann wird, was mich umgibt, zu einem verschwommenen Bild für mich; immer sind meine Augen feucht, immer bin ich wortlos unter

dem herzerschütternden Eindruck, der mir aus diesem rauschenden, fast irrsinnig wachsenden Jubel entgegenspringt.

Was müssen diese Tausende von Menschen unter den Monaten der russischen Herrschaft gelitten haben, um in der Erlösungsstunde eine Freude äußern zu können, die sich ansieht wie schreiender Wahnwitz! Könnt' ich nur mit Worten sagen, was aus diesen zuckenden Händen, aus diesen flackernden Augen, aus diesen erregungsblassen oder in Freude glühenden Gesichtern zu mir redet! Hunderte drängen sich um meinen braven, vernünftigen Gaul, der nur manchmal ein bißchen unruhig wird und leise tänzelt, während zwanzig und dreißig Hände an seinem Zügel und Zaumzeug hängen und ihn führen. Hunderte wollen gleichzeitig reden zu mir und wollen erzählen. Ich höre nur abgerissene Worte, von denen eins das andere verdrängt, und immer sagen und schreien sie das gleiche: daß es entsetzlich und unerträglich war, dieses Knechten und Plündern und Rauben und Sengen der letzten Woche, und daß man bei Tag und Nacht bedroht wurde an Gut und Leben, an Gesundheit und Ehre. Einer mit weißem Schaum vor den Lippen schreit: „Wärt ihr um einen halben Tag zu spät gekommen, so wären

wir alle verloren gewesen und wären jetzt auf dem Weg nach Sibirien!" Und eine junge Frau mit wachsbleichem Gesicht ruft ein dutzendmal das gleiche: „Hüten Sie sich, seien Sie vorsichtig, es sind noch viele Russen bei uns versteckt!" Ich weiß, das alles ist Übertreibung, wie sie der jähe Umschwung aus tiefster Angst in die höchste Freude zu erzeugen pflegt. Und viel ergreifender als diese schrillenden Worte sind die stummen Dinge, die ich geschehen sehe, die ich verhindern möchte und nicht hindern kann. Immer streicheln viele Hände den Kopf und die Nüstern, den Hals und die Beine meines Pferdes; immer greifen diese zuckenden Hände nach mir und fassen die meinen und wollen sie nimmer lassen. Greise und Frauen, Mädchen und Knaben küssen meine Steigbügel, die Stiefelschäfte, meine Knie und die Zipfel meines Kittels. Ich schäme mich, und dennoch erfüllt mich ein wunderliches, heißquellendes Glücksgefühl, und immer ist der Gedanke in mir: wie schön das sein muß, solchen Dank und Jubel mit Recht erworben zu haben und unter dem grünen Eichenlaub als Sieger einzureiten in eine erlöste Stadt — nicht so, wie ich, als Zufallsreiter, als unberufener Vorkoster des siegreichen Heeres! Doch ein Gedanke erfreut mich bis ins Innerste: aus allem Jubel dieser Tau-

sende schreit es heraus, daß Lemberg — mag es polnisch oder ruthenisch sein — doch immer noch eine Stadt von Habsburg ist, ein treugebliebener Teil des Volkes von Österreich.

Vor und neben und hinter uns beiden formt sich das drängende, jubelnde Gewühl zu einem langsam sich vorwärts schiebenden Zug. Die jungen Leute beginnen ukrainische, polnische und deutsche Lieder zu singen, bringen Fähnchen herbei und stimmen das „Gott erhalte" an. Aus allen Fenstern und Dächern kommen die Flaggen heraus und rollen sich auf und wehen im Wind und in der schön gewordenen Sonne. Die Balkone werden geschmückt mit bunten Teppichen, mit Lorbeerbäumen und mit Büsten des Kaisers Franz Joseph, und aus den Häusern bringen die Leute große Kaiserbilder, bekränzen sie mit Blumen und grünen Zweigen, heben sie hoch empor und tragen sie vor uns her, umjubelt und umsungen von Tausenden.

Jetzt bin ich vor dem Hoteltor und muß mich wehren um jeden Schritt, den ich mache. Nun steh' ich in der Stube, die ich bekommen habe, und bin allein. Das Bett, in dem vor wenigen Stunden noch ein Russe lag, ist frisch überzogen. Müdigkeit und Erschöpfung haben meine Kraft zerrieben, und von den Erschütterungen dieses

Morgens rinnt mir ein Zittern durch alle Knochen. In den Kleidern und Stiefeln falle ich auf das Bett.

Drunten auf der Straße braust und flutet der Jubel des erlösten Volkes und rauscht dem Verdienst entgegen, den einmarschierenden Bataillonen des siegreichen Heeres.

Mir sinken die Augen zu.

5.

16. Juni 1915

Eine flinke Reise nach Norden, über München und Berlin. Dann dämmerte ein kühler, von flüftigen Wolken überhangener Himmel dem Morgen entgegen. Der Schnellzug, der mich von Berlin nach der nördlichen Ostfront brachte, glitt in der ersten Morgenfrühe an einer dunklen, träumerischen Wasserfläche vorüber. Ein Kiefernwäldchen spiegelte sich im schwarzgrünen Schilde dieser unbeweglichen Flut, die nicht den Eindruck überwältigender Schönheit machte, nur umwoben war von einem leisen, unaufdringlichen Reiz. Dennoch befiel mich beim Anblick dieses ruhigen Seebildes eine tiefe Erregung, ein dankbares Glücksgefühl. Das traumstille Wasser, an dem der rauschende Zug vorüberhetzte, war der erste masurische See, den meine Reise mir zeigte, war das erste jener hilfreichen ostpreußischen Seebecken, zwischen dessen Ufern uns ein großer Retter in der Sturmnot der vergangenen Herbstes erstanden ist.

Vor meinem Blick begann das schwarzgrüne Wasser sich zu verwandeln in die Bilder eines gewaltigen Kampfes. Ich sah die feindlichen Heere in unüberblickbaren Zügen heranmarschieren, sah Reiterschwärme und klirrende Rosse,

rasselnde Geschütze und knatternde Wagenreihen, sah, wie alle Ordnung sich löste zu kopfloser Flucht, und sah die Hunderttausende des Feindes versinken und verschwinden. Und über der stillen, schwarzgrünen Seeflut des Masurenlandes schwebte vor meinem Blick nur noch ein Einziges in der hellwerdenden Morgenluft: ein wuchtig gemeißelter Soldatenkopf mit festem Schnurrbart, mit kraftvoller Stirne und ruhig sinnenden Augen.

Jetzt bin ich auf dem geheiligten Boden, auf dem der Führergeist dieses deutschen Helden für uns zum Erlöser der bedrängten Heimatsgrenze wurde, bin auf dem Boden, auf dem er im Winter die nachwirkende Gedankensaat für die sieghafte Frühlingsernte am Dunajec ausgeworfen, und die rauschende Morgenstunde trägt mich dem Feld entgegen, wo er in den kommenden Sommerwochen über den Furchen des feindlichen Ackers der Vollendung entgegenbauen wird, was er im Herbste zwischen den masurischen Wasseraugen begann. Heiß und froh, wie die vorahnende Weihnachtsfreude eines deutschen Kindes, ist immer eine gespannte Erwartung in mir, immer die Frage: „Wann wird mein Glück mir die Stunde schenken, in der ich ihn sehen werde von Angesicht zu Angesicht, ihm die Hand drücken darf mit allem Dank eines deutschen Bürgers?“

Die Reise geht weiter, in den wachsenden Tag hinein. Immer neue Seen blitzen zwischen den Wäldern und Äckern auf, bald dunkel und ernst, bald freundlich und lächelnd. Und nun fliegt eine Bahnstation vorüber, deren Name mich berührt wie die Inhaltsfülle eines schönen Heimatsliedes. Sie heißt: „Alt Eiche".

Blühende Wiesen, stille Bachläufe, lange Erlenzüge, dunkle Föhrenwälder und dazwischen ein Ackerboden, dem es anzusehen ist, daß beharrliche Menschen ihm die Früchte abringen mit zähem Fleiß.

Alle Felder, auf denen die Ähren stehen, sind schon gelb geworden. Auf vielen ist das Getreide schon geschnitten. Neues deutsches Brot — eine Ohrfeige für England, das uns aushungern möchte! So weit meine Augen reichen, stehen die goldfarbenen Garben in Reih und Glied wie brave, feste Mitkämpfer unseres Heeres. Wir haben Pulver und haben Nahrung, mit uns ist die Gerechtigkeit, in uns die Kraft und der eiserne Wille. Was Furcht oder Sorge heißt, liegt ferne von uns.

Nun kommt mir eine Stunde des Zornes. Ich sehe die schweren Zerstörungen, die im Herbst der Einbruch des Feindes über das Städtchen Soldau brachte. Er konnte deutschen Besitz vernichten, doch nicht die deutsche Kraft zerbrechen.

Zwischen den Brandruinen sind Fleiß und Tatkraft schon bei der Arbeit, um das Neue und Bessere zu erschaffen. Mit diesen rührsamen Händen wird sich der Hilfswille des ganzen Reiches vereinen. Das wäre kein Deutscher, der in der ruhigen Sicherheit seines Lebens, in der Unbedrohtheit seiner Ehre und seines Besitzes vergessen könnte, was die Brüder und Schwestern in der vom Feinde verwüsteten Ostmark für uns alle leiden und verlieren mußten.

Zwischen den klagenden Ruinen von Soldau erreicht mich eine Nachricht, die ich vor dem Bilde dieser Schuttstätten wie einen verheißungsvollen Trost empfinde: Die gegen Warschau drängende Bewegung der Ostarmee hat in der vergangenen Nacht begonnen und schon in der achten Morgenstunde hat die Heeresgruppe, bei der ich mich befinde, den festen russischen Grabenriegel bei Grudusk entzweigeschlagen und die feindliche Front um zwölf Kilometer zurückgeworfen, bis über Przasnysz hinaus, das die Russen nimmer zu halten vermochten, obwohl sie es durch starke vorbereitete Grabenstellungen gesichert hatten.

Diesem Vorwärtsstoß der Unseren folgt meine Fahrt am nächsten Morgen. Hinter Illowo erreiche ich den russischen Grenzgraben, der sich unbefestigt, dem ausgetrockneten Bett eines kleinen

Baches ähnlich, zur Rechten und Linken über das Hügelgelände hinzieht. Zwischen dem feindlichen Lande, das ich betrete, und dem Heimatsboden, den ich verlasse, fallen mir gleich drei Unterschiede auf: die kleinen armseligen Bauernhäuser, die neben dem Wege stehen, sind schmutzig und von Unrat umlagert, die meisten Felder sind unbebaut, und die Straße wird so miserabel, daß mir der stöhnende, auf und nieder wackelnde Wagen fast das Herz aus den Rippen stößt. Auch hier beginnt der deutsche Ordnungssinn schon mit festen, gesunden Fäusten einzugreifen. Hunderte von unseren Landstürmern sind mit dem Neubau der Straße beschäftigt. Es ist ein Erquicken, ihre genaue und gründliche Arbeit zu sehen. Das Schotterfundament, das sie legen, ist so glatt und so dicht geschlossen wie eine Betonfläche; auf solchem Unterbau wird die russisch-polnische Drecksuppe keine Schüssel mehr finden. An dem ruhelosen Getriebe von Fleiß und Emsigkeit wandern lange Züge russischer Gefangener vorüber, die verwundert den soldatischen Arbeitsgang, die knirschenden Schottermühlen und das ganze Bild dieser deutschen Regsamkeit beschauen.

Bei dem russischen Städtchen Mlawa beginnt das Gewimmel der Kolonnenzüge. Der Marktplatz, neben dessen Häusern die Proviantwagen

in schnurgeraden Reihen aufgefahren sind, überrascht mich durch eine ganz unrussische Sauberkeit. Unser Autoführer erklärt mir das Wunder: „Hier bringt das deutsche Volk nu 'n bißken Ordnung rin. Det war 'ne Schweinerei ohnegleichen. Aber seit letzter Woche haben wir sogar die Höfe hinter den Häusern schon sauber gekriegt."

Noch etwas anderes fällt mir auf: in Mlawa muß sich an diesem Morgen etwas Frohes und Bedeutsames ereignet haben — man merkt es an der Art, wie die Soldaten beisammenstehen und miteinander reden. Ich frage. Und die Antwort, die ich höre, ist mir wie ein schönes Geschenk:

„Vor einer Stunde ist Hindenburg hier gewesen. Da drüben auf dem Platz, da hat er ein paar Minuten lang gestanden, bevor er weiterfuhr."

In Erregung frage ich: „Wohin?"

„Gegen Przasnysz hinaus!" Der Feldgraue lacht. „Richtung Warschau."

Unser Reiseplan, der vor einer Viertelstunde noch etwas unsicher war, ist plötzlich eine feste Sache geworden. Wenn Hindenburg eine Richtung nimmt, so ist es doch selbstverständlich, daß man hinter ihm hersaust auf der gleichen Straße.

Ich bin ein bißchen verdreht. Der russischen Landschaft, die ich sehe, ergeht es ähnlich. Die Kiefern, die sonst in den Wäldern stehen, werden

hier zu Alleebäumen, und die Obstbäume, die sonst die Straße begleiten oder in Gärten hausen, versammeln sich zu dichten Wäldchen. Bei Szydlowko begegne ich einem netten, heiteren Genrebild. In einem dichten Kirschbaumwalde, dessen Grün schon übersät ist mit zahllosen roten Tüpfelchen, sitzen viele Feldgraue auf den Bäumen und schmausen vergnügt die reifgewordenen Herzkirschen.

Dann kommt ein weites, von sanften Hügeln durchwalltes Ackergelände. Unkraut überwuchert alle Pflugfurchen des vergangenen Jahres. Nur selten leuchtet der gelbe Streif eines Ährenfeldes oder ein gleichmäßig grünes Kartoffelbeet. Auf jeder beherrschenden Höhe sind die Drahthindernisse der vom Feinde verlassenen Stellungen zu erkennen. Ein nebliger Dunst umschleiert alle Ferne, und die Krähen fliegen in großen Scharen umher. Neben der Straße gewahre ich eine verlassene Artilleriestellung. Hier feuerten gestern unsere Geschütze; heute sind sie um zwanzig Kilometer weiter nach vorne gerückt, in der Richtung gegen Warschau; wir hören ihren rollenden Donner von Südosten her.

Vor den qualmenden Brandstätten von Grudusk muß unser Wagen halten; tiefe Gräben sind durch die Straßen gerissen, die auch noch

versperrt ist durch ein Gewirre von spanischen Reitern. Auf dem Notweg, den man seit gestern herstellen konnte, kommen die Proviant- und Munitionswagen, die sich zu einer großen Karrenburg angestaut haben, nur langsam und einzeln vorwärts. Das Wagen- und Pferdegewühl, in dem noch immer Ordnung und Ruhe bleibt, ist durchwunden von einem langen Reiterzug, an dessen Lanzen die schwarz-weißen Fähnchen flattern. Ein prachtvolles Bild! Und ein wohliges Aufatmen ist mir die Wahrnehmung, daß entlang der erstürmten Grabenstellung nur selten der braune Hügel eines frischen Soldatengrabes zu sehen ist. Der Sieg des verwichenen Morgens wurde von den Unseren mit geringen Verlusten erkämpft. Teurer bezahlen die Russen ihre Niederlage — in den erstürmten Gräben sind viele Stellen schon zugeschüttet, überall liegt da ein gefallener Feind bestattet. Die Unterstände und Schützengänge sind zerfetzt und zu sinnlosen Gruben auseinander gerissen. Die Beute an Waffen und Munition ist schon gesammelt und fortgeräumt.

Auf der Stätte des verschwundenen Dorfes, von dem nur manchmal noch eine zerrupfte Mauer und die wunderlich aussehende Allee der unverbrannten Kaminschächte aufrecht steht, glühen

und rauchen die letzten Balken, die das Feuer noch nicht völlig verzehren konnte. Jeden Bau, den die deutschen Granaten unbeschädigt ließen, brannten die Russen nieder, bevor sie abzogen. Ein einziges Bauernhäuschen ist der Vernichtung entronnen. Vor seiner Tür und auf der Schwelle sitzen sieben Weiber, stumm und unbeweglich. Ob es Greisinnen oder junge Mädchen sind, ist nicht zu erkennen; sie haben die roten und blauen Röcke über die Köpfe gezogen; etwas Lemurenhaftes ist in ihrer schweigsamen, apathischen Trauer. Außer diesen Sieben ist von der Bevölkerung des Dorfes weder Mann, noch Weib, noch Kind geblieben, weder Vieh, noch Gans und Henne. Alles Leben mußte fort mit den Russen.

Neben der löcherigen Kirchhofsmauer, zwischen Bergen von erbeuteten Waffen und Munitionskisten, stehen fünf russische Geschütze, die von den Unseren erobert wurden. Es sind Rücklaufrohre eines schon überholten Systems. Die Russen scheinen zur Nachfüllung ihrer großen Artillerieverluste bereits die historischen Erinnerungsstücke ihrer Kriegsmuseen ins Gefecht zu führen.

Einem Bilde der Vernichtung gegenüber spricht man nicht gerne von malerischem Reiz. Aber um der Wahrheit willen muß ich bekennen, daß ich noch nie eine so kunstvoll gegliederte Ruine ge-

sehen habe, wie die zerstörte Kirche von Grudusk. Die militärische Notwendigkeit ihrer Vernichtung wird bewiesen durch die Telephondrähte, die über das Gemäuer des zerschossenen Turmes herunterhängen. Da droben in der Turmspitze, die nimmer vorhanden ist, hatten die Russen eine Beobachtungsstelle. Das Innere der Kirche ist ein Wust von Scherben und Schutt. Aber neues, gläubiges Leben ist schon wieder da: die Schwalben ersetzen durch fleißigen Bau ihre zerbröselten Nester. Und unter dem unbeschädigten Gewölbe der Turmhalle liegen acht Feldgraue im bleiernen Schlaf ihrer Müdigkeit. Ich nehme in dankbarer Andacht die Kappe herunter. Und wär' es auch zwischen Schutt und Scherben — die Stätte, wo getreue Männer in Erschöpfung schlummern, ist ein heiliger Wohnort Gottes.

Grudusk hat eine große Kirche ohne Mauern: hinter den qualmenden Resten des Pfarrhofes, den die Russen niederbrannten, um den Deutschen das Quartier zu nehmen, liegen in langer Reihe die Feldgrauen eines rastenden Bataillons im Straßengraben. Alle schlafen. Nur die Offiziere stehen wachend neben dem Feldrain, mit den gekreuzten Händen über den Säbelknäufen.

Unser Auto kommt. Eine Stunde ist versäumt. Wo wird jetzt der Feldmarschall Hinden-

burg sein? Der fährt doch besser und schneller als wir. Den Mann, den ich so gerne sehen möchte, holen wir heute wohl nimmer ein.

Jetzt merk' ich erst, wie grau und dunstig der Tag geworden ist. Ein kühles Nebelreißen weht mir ins Gesicht und durchnäßt meinen Mantel. Auf der zerwühlten Sandstraße, die schlammig zu werden beginnt, und zwischen den endlosen Kolonnenreihen ist nur ein langsames Vorwärtskommen. Und nur auf dieser Straße ist Leben. Die weiten Felder sind öd und menschenleer; kein Bauer, kein Roß, kein Rind, nur die Rabenschwärme und der Lerchenflug. Die Karte sagt, daß zwischen Przasnysz und Grudusk vier kleine Dörfer an der Straße liegen. Zu sehen ist nichts von ihnen. Die Russen haben so gründliche Abzugsarbeit geliefert, daß von diesen Dörfern nur die rauchgeschwärzten Mauern und ein paar qualmende Balkenstücke noch übrig blieben. Was Bevölkerung hieß, ist davongewandert. Alles! Will uns der wohlwollende Feind eine von Russen und Polen gesäuberte Erde überlassen? Das würde den Wert und die Nutzbarkeit des eroberten Landes beträchtlich steigern. Oder haben die Kosaken hier so grauenvoll gewütet und geplündert, daß die Bauern sich sagten: „Wenn uns das vom Freund

geschieht, was wird uns vom Feind geschehen? Wir müssen fort!"

Da stockt vor dem sinkenden Abend die Wagenkolonne, in deren Zeile wir fahren. Eine Autoreihe kommt von Przasnysz gegen uns her. Es scheinen die Wagen eines Stabes zu sein. Eine Ahnung, so ungläubig wie glühend, brennt in mir auf. Mit dem Gezappel eines Verrückten reiße ich mich aus unserem Benzinkarren heraus, springe über die Straße hinüber, suche mir ein Fleckchen, auf dem ich stehen und sehen kann. Und da kommt er schon! Ich glaube, mir steht das Herz still! Oder hämmert es so flink, daß die Hast seiner Schläge nur wie ein leises Zittern des Glückes ist? Hinter den Glasscheiben des geschlossenen Autos erkenne ich deutlich unter dem schwarzen Mützenschirm den kräftig ausgeschwungenen Schnurrbart und die ruhig sinnenden Feldherrnaugen in dem festen, breiten Gesicht, das wir deutschen Millionen in dankbarer Freude lieben.

„Hindenburg!" So läutet's in meiner Seele. Aber mir bleibt nicht die Zeit, um zu denken: „Schrei' doch einen Gruß in seinen Wagen hinein!" Ich stehe, in Erregung fiebernd, und reiße nur stumm die Kappe herunter, wie es ein glücklicher Junge vor einem Manne macht, zu dem er aufschaut in Verehrung. Und da ist sein Wagen

schon davongerollt, lautlos im tiefen Sand. Nun taucht er noch einmal heraus, schwimmt hin und her im Kolonnengewühl der vorrückenden Armee und verschwindet hinter Nebelschleiern, umweht von den Abendschwingen eines siegreichen Tages.

Ich kann nicht denken. Nur lächeln kann ich, nur fühlen, daß ich auf der Straße zwischen Grudusk und Przasnysz drei der kostbarsten Sekunden meines Alters erlebt habe. Und dann beginnt mir die Erinnerung zu wiederholen, wie es war. Hat er, wie er mich die Kappe so flink herunterreißen sah, nicht ein bißchen verwundert aufgeblickt? Vielleicht, weil es ihm sonderbar erschien, daß man mit einer feldgrauen Mütze von soldatischem Schnitt nicht militärisch salutiert? Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Feldmarschall v. Hindenburg in mir einen höflichen Chauffeur vermutete. Aber auf das, was wir für ihn sind, kommt es nicht an. Was er für uns ist, das ist das Wesentliche.

Die Freude, die ich erleben durfte, bleibt schweigend in mir, während wir weiterfahren. Ich kann nicht sprechen, nur schauen. Und jetzt bekomme ich ein Kriegsgemälde zu sehen, so ernst und todestraurig, daß sein Anblick in mir die Erinnerung an das grauenvollste Zerstörungsbild der westlichen Front, die Erinnerung an das

zu Schutt zerriebene Dixmuiden, als eine klein-gewordene Sache beiseite schiebt. Was der Kampf hier vor Monaten beginnen mußte, das hat die Raubsucht und die Zerstörungswut der aus-kneifenden Kosaken vollendet, damit kein Dach mehr stehen sollte, wo die Deutschen einziehen. Eine tote Stadt von tausend ausgebrannten oder rattenkahl geplünderten Häusern! Und kein Mensch mehr, nicht ein einziger Mensch! Ich sah nur, bevor wir einfuhren in diese ausge-peitschte Trümmerstätte, auf dem Felde draußen ein elfjähriges Mädchen, das verstörte Augen hatte und drei Kühe flink davontrieb, in die öde Weite hinaus. Das zerstörte Przasnysz mit seinen von Steintrümmern, von zerschlagenem Gerät, von schwarzen Balkenstrünken und ver-knülltem Dachblech überschütteten Gassen ist leer, ganz menschenleer. Außen den Tauben und Spatzen, die der Feind nicht vertreiben konnte, seh' ich bei zweistündigem Umherwandern in den vom Abend grau umnebelten Ruinen-gassen nur ein junges, weißes Kätzchen und ein paar magere Hunde, die das zerstörte Haus, in dem ihre verschwundenen Herren wohnten, nicht verlassen wollen.

Bei der Suche nach einem Nachtquartier be-treten wir die wenigen Häuser, die noch ein halbes

Dach besitzen. Die Stuben sind ausgeräumt oder vollgeschüttet mit einem schrecklichen Gewirr von Schmutz und Fetzen. Alle noch vorhandenen Möbelstücke sind zertrümmert, zerrissen und verunflätet. Was ein Kasten war, ist aufgebrochen und ausgeraubt; was sich ansah wie eine eiserne Kasse, ist gewaltsam gesprengt und leergemacht. Nicht Schauder empfindet man vor diesen Bildern, nur einen wortlosen, tiefen Ekel.

Endlich finden wir eine Stube mit einem noch leidlich erhaltenen Sofa und mit zwei Matratzen. Hier wollen wir bleiben. Aber während wir ein bißchen ausmisten und uns häuslich einzurichten versuchen, kommt ein junger Feldgeistlicher und sagt: „Hier sollten die Herren nicht übernachten! Es heißt, die ganze Stadt wäre verseucht durch Flecktyphus und Cholera."

Wir fahren weiter. Es fängt mit dünnem Geriesel zu regnen an, und von Bogate und Zjeljona dröhnt uns in der Abenddämmerung über sechs Kilometer das fleißige Donnern unserer deutschen Geschütze entgegen. Dort haben die Russen sich festgeklammert hinter vorbereiteten Stellungen, aus denen man sie morgen „hinauskarbatschen" wird — wie vor Lemberg der prächtige Oberst der siegreichen Wiener Landwehr sagte. Daß es morgen so kommen wird, das hat mir keine Men-

schenseele mitgeteilt. Aber ich weiß es. Hier ist am Nachmittage doch Meister Hindenburg gewesen. Wenn der sich in Bewegung setzt, dann geht es vorwärts.

Nun sind wir, ehe die nasse Nacht zu sinken beginnt, in dem kleinen Dorfe Leschno, wo die Russen nur die großen Gutsmagazine verbrannten, deren Schuttstätten noch glühen und qualmen und stinken. Zum Niedersengen der kleinen Bauernhäuser und ihrer Ställe und Scheunen blieb den fliehenden Kosaken keine Zeit mehr; die nachrückenden Deutschen waren zu hurtig hinter ihnen her. Auch aus Leschno ist alle einheimische Bevölkerung verschwunden. Dennoch wimmelt das ganze Dorf von prächtigem Leben. Jedes Häuschen, jeder Stall und jede Scheune beherbergt zwanzig oder dreißig Feldgraue. Überall seh' ich die kleinen roten Herdfeuerchen lodern, überall hör' ich heitere Stimmen. Was sie sagen in ihrem west- oder ostpreußischen Dialekt, versteh' ich nicht immer. Aber ihr Lachen und ihre halblauten Lieder sind für mein Ohr eine klare Sache.

Bei einem Bataillonsstabe — obwohl sich da ihrer Zehne in zwei winzigen Bauernstübchen zusammenhuscheln müssen — finden wir herzliche Aufnahme und deutsche Gastlichkeit. Was

sie haben, teilen sie mit uns, den Trunk, den Bissen und die Zigarette.

Ein paar feine, liebe Stunden, die ich nie vergessen werde! Schulter an Schulter sitzt man eng um das wacklige Tischlein herum und fühlt sich als Gleicher unter Gleichen. Ferne jedem sorgenden Gedanken, schwatzt man in gläubiger Zuversicht von der soldatischen Arbeit des kommenden Tages, von unserem wachsenden Sieg, bis der Hauptmann gegen Mitternacht mahnt: „Meine Herren, ich meine, es wäre Zeit! Morgen müssen wir fest auf den Stiebeln sein."

Er gibt mir eine Wolldecke, sein Adjutant das Kissen dazu. Und auf dem Lehmboden erwartet mich eine linde Strohschütte, die vor einigen Stunden noch ein Dachteil des kleinen Hauses gewesen. Es mag wohl sein, daß in diesem verwitterten Stroh ein paar polnische Läuschen steckten. Aber sie hatten von der deutschen Gastlichkeit was gelernt und bissen mich nicht und vergönnten mir die vierstündige Ruhe bis zum Morgengrauen. Sogar die tausend Fliegen, die in schwarzen Klumpen an den Wänden und an der Stubendecke hingen, waren in der Finsternis von anerkennenswerter Höflichkeit.

Ich lag neben dem jungen Bataillonsarzt und einem noch jüngeren Leutnant. Eine wohlige

Altersfreude: so gut behütet neben gesunder Jugend zu rasten, neben der aufblühenden Zukunft unserer deutschen Heimat.

Um die dritte Morgenstunde weckte mich das erste Frühlicht. Leis, um den Schlummer der jungen Kraft durch keinen Laut meiner Stiefel zu stören, schlich ich aus der kleinen Stube in den erwachenden Tag hinaus. Seine grauen Schwingen waren weit über Wälder und Felder gespannt. Unter den Schleiern des Himmels trug er auf seinem Jünglingshaupt die Krone eines deutschen Sieges. In ihren blinkenden Eisenzacken sah ich rote Rubine funkeln — — —

6.

17. Juli 1915

Nach der vierten Morgenstunde werden die Feldgrauen zu Leschno munter, schütteln die Strohhalme vom Gewand und schüren die Feuerchen an. Auch die Feldküchen dampfen bereits und fahren über das Ackerland davon. Ein Viertelstündchen später ist überall, wohin ich schaue, schon flinke Tätigkeit und militärische Vorbereitung. Junge Schwälbchen flattern mir unter feinen Zwitschertönen nah um den Kopf herum. Draußen über dem Feld liegt eine große graue Stille. Kein Gewehrschuß, kein Kanonenhall. Der Himmel bleibt bewölkt, doch gegen sieben Uhr morgens hellt sich die Ferne auf; man sieht schon auf fünf, sechs Kilometer weit. Im Dorfe steigert sich alles soldatische Leben. Geschlossene Wagen, auf deren weißem Schilde das rote Kreuz leuchtet, rollen ruhig gegen die Wälder hin. Munitionskolonnen rasseln durch die Straßenpfützen, das Bataillon, bei dessen Stab ich Gast war, sammelt sich zur Marschbereitschaft — Herrgott, behüte die lieben, freundlichen Jungen! — und Reserven, immer neue Reserven kommen auf der Gruduskег Straße herangezogen — Heimat, stolze Heimat, wie viele Männer in Eisen hast du!

Acht Uhr morgens. Die Sonne von Leschno blinzelt ein bißchen durch die Wolken. Das ist wie ein feines Lächeln des ernsten Himmels. Im Osten stehen die schwarzen Qualmsäulen großer Brände über dem Horizont. Fühlen die Russen in ihrer festen Stellung sich unsicher? Erschaffen sie schon die Schuttwüste, hinter der sie verschwinden wollen, sobald sie müssen? Ich zähle dreizehn Rauchwolken brennender Dörfer. Die Feinde haben keine glückverheißende Zahl gewählt.

Meldereiter galoppieren über die Felder davon, während ich schauend und schauend dem Saum eines niedergeschlagenen Waldes folge, um in die Nähe der Stellungen zu kommen. Mein Weg geht vorüber an einem russischen Soldatenfriedhof mit vielen neuen Kreuzen, die unter zwei geraden Querbalken einen schiefen haben. Keiner von denen, die da bestattet liegen, ist im Kampf gefallen, alle sind an Krankheiten gestorben. Neben diesem Acker des ewigen Friedens treffen zwei deutsche Batterien alle Vorbereitungen zum Gefecht, die Geschützteile werden gereinigt und geölt, die schweren Granatenkörbe zu hohen Stößen aufgeschichtet. Drüben, hinter dem Buschboden, ist der lange schmale Streif des noch stehenden Hochwaldes dicht angefüllt mit den

Gespannen der Geschütze, mit Munitionskolonnen, mit Feldküchen und Sanitätswagen.

Vorne an der Ecke des Waldschlages, von wo das reicher bebaute Feld sich östlich hinuntersenkt gegen die eingegrabenen Schwarmlinien der Unseren, wähle ich meinen Platz. Der Stamm einer vierzigjährigen Eiche verbirgt mich ausreichend und gibt mir auf seinen niedersten Ästen eine gute Unterlage für den Zeiß-Gucker und für mein Fernrohr. Nahe bei mir, in Hörweite, liegen die Beobachtungsstände von zwei Batterien; ein Hauptmann mit einem Fähnrich und zwei Feldgrauen im einen Stand, ein Oberstleutnant mit einem Leutnant im anderen; man sieht von ihnen nur die grau verhüllten Helmspitzen und die mit grünen Zweigen verblendeten Gabeln der Scherengläser.

Zur Linken liegt der Wald, rechts von mir, auf vierhundert Schritt, eine löcherig gewordene Windmühle, von der das baumreiche Dörflein Goßtkowo über den Hügelsaum hinübergreift gegen das Tal von Sjeljona, in das ich nimmer hinuntersehe. Vor mir senken sich, mit einzelnen Häusern und Scheunen durchsetzt, die Ährenfelder in ein breites Wiesental. Da drunten leuchten die Grabenstriche der Unseren. Und drüben, sechshundert Meter weiter gegen Südosten,

flimmern auf ansteigendem Gelände oder auf flachem Feldboden die Drahthindernisse der starken feindlichen Stellung, die vor den Dörfern Bogate und Schtschuki hinüberführt gegen das unsichtbare Spiki. Im Süden, auf etwa sechs Kilometer, schließen den Horizont die dunklen Wälder von Wenschewo. Die Beleuchtung ist schon so gut geworden, daß ich vor dem Hintergrund dieser Wälder mit dem Glase deutlich zwischen den gelben Ährenfeldern ein Alleesträßchen unterscheiden kann.

Die Bühne des ernsten Tages liegt offen vor mir, und eine Donnerstimme verkündet das große Beginnen. Stimme um Stimme fallen die deutschen Feldgeschütze ein, die Haubitzen, die langen Kanonen, die schweren Mörser. Noch ist es erst ein ruhiges Suchen und Einschießen. Auch die Russen lassen ihre Kriegsglocken hören — ein bißchen schwächlich, wie mir scheint, ein bißchen nervös. Übermäßig reich an Munition und Batterien scheinen sie nicht zu sein. Wie wohltuend diese begründete Vermutung ist! Unsicher fackeln sie mit Schrapnell und Granaten umher, können die deutschen Geschützstellungen nicht finden, und nach vier, fünf Schüssen, die zu kurz waren oder ins Leere gerieten, ändern sie immer wieder das Ziel um einige hundert Meter. Und

fast die Hälfte der russischen Geschosse besteht aus Blindgängern oder Ausbläsern. Neben und hinter uns im Buschboden hört man immer wieder diesen toten Plumps oder nur ein mattes Aufpsurren mit bescheidenem Wölklein, nichts weiter. Während dreier Stunden des den Gefechtstag einleitenden Geschützkampfes vermögen die Russen nur mit einem einzigen Treffer eine in der Nacht vorgeschobene leichte Batterie der Unseren zu schädigen und die Feldküchen und Geschützgespanne aus dem Saum des Hochwaldes zurückzutreiben in das tiefere Gehölz. Doch ernst und zäh und tapfer ist der Widerstand, den die russische Infanterie in ihren stark befestigten Stellungen gegen die sich näherwühlenden Schwarmlinien der Unseren zu leisten beginnt, obwohl der feindliche Graben da drüben von den deutschen Granaten schon bös zerbissen wird. Immer wieder tacken die russischen Maschinengewehre mit rasender Hast, und die Knattersalven rollen über die ganze Breite des Tales hin.

Vor uns, auf dem Ackergehänge der langen Feldmulde, ist wenig zu gewahren. Es gleitet nur manchmal eine gebückte Gestalt, ein flinker Reiter, eine Feldküche oder ein Sanitätswagen durch den Goldschleier der reifen Ähren. Doch auf der grünen Talwiese scheinen Hunderte von

Maulwürfen bei der Arbeit zu sein. Wie Reihen von schwarzen Perlen wachsen die frischen Erdhügelchen aus dem Gras heraus. Dann huscht eine Zeile kleiner Gestalten um zwanzig Sprünge vorwärts, verschwindet im Grün, und wieder schiebt sich innerhalb weniger Minuten eine Kette schwarzer Humushäufchen aus dem Wiesenboden in den Tag empor. Immer geht das so fort. Stunde um Stunde, immer vorwärts.

Weiter zur Linken, über das Vorwerk Augustow gegen Schtschuki hin, ist das Bild ein anderes. Da sieht man einen und immer wieder einen von unseren Feldgrauen über den letzten braunen Grabenstrich hinüberhuschen und in dem dichten Ährenfeld verschwinden, das sich emporzieht gegen eine feste, um den Park und die drei großen Magazinbauten eines Gutshofes herumgebogene Stellungsecke des Feindes. Von zwei Seiten schieben sich die Unseren unter dem Ährenschleier auf diesen Sternzacken des russischen Walles zu. Gegen die Schußscharten des feindlichen Grabens scheinen sie durch das Gehänge des Ackers gedeckt zu sein. Und dennoch geschieht da drunten in den Ähren immer wieder ein Ding, das hart anzusehen ist. Es muß da irgendeinen Haken haben, der sich mit keinem Glas erkennen läßt. Und plötzlich hör' ich neben mir, im Beobachtungs-

stand der Batterie, den jungen schlanken Fähnrich mit fester Stimme fragen: „Darf ich hinunter und Meldung bringen?"

Der Hauptmann: „Ja! Recht so! Los!"

Zwei Pferde — auf dem einen der Fähnrich, auf dem anderen seine Ordonnanz — jagen im Feuer durch die Ährenfelder ins Tal hinunter. Nun erreichen die beiden braven Jungen ein einsam stehendes Haus, bergen die Gäule und sind verschwunden. Meine heißen Segenswünsche begleiten sie. Ob's nur ein Viertelstündchen dauert, oder länger als eine Stunde — ich weiß es nicht — mir ist's wie eine qualvolle Ewigkeit. Endlich, endlich erscheinen die beiden wieder, und Gott sei Dank, sie sind unversehrt! Ihre Gesichter glühen und sind von Schweiß überglitzert. Ich höre die Meldung, die der Fähnrich brachte, höre den Feuerbefehl, der fortfliegt durch den Telephondraht. Im Vorwerk Augustow schlägt eine deutsche Granate durch das hohe Dach eines großen Magazinbaues, auf dessen Firstboden die Russen zwei Maschinengewehre aufgestellt hatten. Die nächste Granate kommt, so gut gezielt wie die erste. Und die dritte zündet. Weißer Qualm umwirbelt die Dachkante des mächtigen Gebäudes, schwarze Rauchwolken quellen nach, an vielen Stellen

platzt das Dach auseinander, und plötzlich lodert eine lange, zu Spitzen ausgezüngelte Feuerhecke gegen den Himmel. Die Kraft ihres Flammenglanzes ist so stark, daß die Rauchbäume der in der Nähe einschlagenden Granaten bei hellem Tageslichte rosenrot beleuchtet sind.

Drunten in der Talmulde huschen zwanzig, vierzig, hundert der Unsern in die Ährenfelder, die sich emporziehen gegen das brennende Haus. Jetzt werden die Feldgrauen das Vorwerk stürmen. Mir fiebern alle Nerven. Doch wieder stockt und zögert der Angriff. Die Russen haben, um die wichtige Eckstellung ihres Grabens zu halten, große Verstärkungen herbeigezogen und neue Maschinengewehre herangebracht und überschütten den Hang des Ährenfeldes mit einem mörderischen Feuer.

Da setzt — nach einer kurzen Pause, die wie die Stille vor einem ausbrechenden Gewitter ist — gegen die zweite Nachmittagsstunde das erhöhte Wirkungsschießen der deutschen Geschütze ein. Alle Batterien donnern ineinander, ihr Sausen und Dröhnen verschwimmt zu einem einzigen gewaltigen Orgelton der deutschen Kraft, und da drüben bei den Schanzen des Feindes seh' ich einen phantastischen Riesenzaun, der geflochten ist aus Flammen, Rauchsäulen und auf-

spritzenden Erdfächern. Die russischen Brüllstimmen antworten in wilder Hast, der Feind scheint für die Stunde der Entscheidung alles heranzuziehen, was er an Geschützen hinter Schtschuki und Bogate noch besitzt, und beginnt einen verzweifelten Gegenkampf. Ein Schrapnell- und Granatenregen platzt über den Wald von Leschno herein; zur Rechten, in Goßtkowo, wo eine Reserve der Unseren unter den Obstbäumen steht, beginnen viele Häuser zu brennen, zur Linken geht das von den Deutschen besetzte Dörflein Emowo in Feuer auf, und vor uns auf dem Ackergehänge schlagen drei russische Granaten in eine Gruppe von Sanitätswagen und Feldküchen.

Aus der Sorge, die dieses Bild in mir zittern macht, reißt mich die freudige Wahrnehmung heraus, daß rechts in der Ferne bei Sjeljona und gegen Zjechanow das deutsche Granatendröhnen immer weiter gegen Osten und Süden schreitet, und daß vor uns, bei Schtschuki, Bogate und Augustow, der brüllende Gegenkampf des Feindes immer schwächer und schwächer wird, während das Donnergrollen der Unseren seine unverminderte Kraft bewahrt und sich immer noch steigert.

Ich fühle das Aufblühen unseres Sieges, und meine Augen trinken in heißer Gier. Das Him-

melsbild im Osten ist ein wirres Gewebe von Rauchwolken; doch aus der westlichen Höhe — von dort her, wo die Heimat auf uns wartet — strahlt die reingewordene Sonne über das Schlachtfeld hin, macht alle Formen und Gestalten des Qualmes glänzen wie schöne Dinge und übergießt den Kampfboden des Feindes mit einer für die Unseren hilfreichen Helligkeit.

Hinter uns beginnt eine lebhafte Bewegung. Batteriezüge und Munitionskolonnen rasseln davon, jeder Wagen rattert in flinkem Trab, der Reiterschwarm eines Stabes galoppiert gegen Süden davon, Meldereiter sausen über die Äcker, und ein Regiment Reserven gleitet wie ein langes, ruhiges Funkelband durch die vom Sonnenglanz umwobenen Ähren.

Und gegen den Feind hinüber, unten in der Talmulde, fängt im Goldschein des Abends etwas Herrliches an. Auf der leuchtenden Wiese tauchen aus den Hunderten von schwarzen Maulwurfshügelchen die langen, regelmäßigen Reihen der Feldgrauen heraus und schreiten vorwärts, immer vorwärts. Ein ruheloses Knattern und Salvenrollen. Lücken entstehen in den Linien der Unseren und schließen sich wieder. Flinker und flinker geht es voran. Hinter dem feindlichen Graben gewahre ich braune Figürchen, die

hastig durch das Schilf der Moorwiesen schleichen, durch die Ährenverstecke davonhuschen und gegen die goldfarben gewordenen Wälder von Wenschewo zu entkommen suchen. Fliehende Russen! Ich kann nicht schweigen, ein Schrei des deutschen Glückes muß heraus aus meiner Brust, denn ich sehe über der russischen Stellung, die da drunten im Wiesental genommen ist, das weiß-rote Signalfähnchen der Unseren wehen. Auf der ganzen Talbreite drängen die Feldgrauen in den erstürmten Graben hinein und verschwinden hinter den Erdwällen. — Sieg!

Doch weiter da drüben? Gegen die goldroten Wälder von Wenschewo hin? Wo die Kugelbäumchen der Alleestraße in der letzten Sonne wie von sanftem Feuer zu brennen scheinen? Was ist da drüben? Hat sich da ein Schwarm der entflohenen Russen zu neuem Widerstande gesammelt? Ich sehe viele, viele Köpfe über das Getreide herausragen. Deutlich erkenne ich mit dem Fernrohr die braunen Kappen der Russen, die hin und her drängen, als wüßten sie nicht, wohin, ob nach vorwärts oder nach rückwärts. Und nun kommt noch etwas Neues hinzu — ein langer Zug von Feinden, die doppelt so hoch erscheinen wie die anderen. Ich sehe ein Gewimmel von Schwarz und Braun und Weiß und Schecken-

farbe. Eine Schwadron Kosaken! Noch eine zweite erscheint. Hinter der Reiterei marschiert in langem Zuge ein Regiment heran, dessen tausend Bajonette in der niedertauchenden Sonne wie rote Feuerblitze funkeln. Und nun jagt noch im Galopp eine Batterie von drei Geschützen aus dem glühenden Wald heraus.

Was bedeutet das? Die Straße führt hinüber gegen Sjeljona, das von den Unseren, nach der Richtung des fernen Geschützdonners zu schließen, schon genommen sein muß. Da kann diese Straße für die Russen kein Fluchtweg sein! Wollen sie sich stellen zu einem neuen Kampf? Wollen sie in der Wiesenmulde mit zehnfacher Übermacht gegen die Schwarmlinie der Unseren losbrechen, ihnen den erstürmten Graben wieder entreißen? So scheint es zu sein, so scheinen es die Offiziere der feindlichen Reiterei zu wollen. Aber die Russengruppe, die sich zuerst auf der Straße sammelte, und auch das im Marsche stockende Regiment scheint anderer Meinung zu sein. Ein wunderliches, fast unverständliches Gewühl da drunten! Zwei- und dreimal reiten die Kosaken im Bogen um die Spitze des Soldatenzuges herum und suchen einen springenden Mannschaftsklumpen von der Straße weg und gegen den verlorenen Graben hinzutreiben. Schon

scheint es ihnen zu gelingen, diese tausend blitzenden Bajonette gegen die locker gewordene Schwarmlinie der Unseren wieder in Bewegung zu setzen. Erregung und Sorge umklammern mir mit eiserner Faust den Hals und das Herz. Da fährt dort unten, im Kerne des braunen Gewühls, eine wilde schwarze mächtige Rauchwolke auseinander. Die deutsche Mörsergranate schlug mitten in den dichten Soldatenzug des Feindes. Eine zweite und dritte kommt. Und die ganze braune Blase da drunten geht plötzlich in Fetzen auseinander. Die allerersten, die davonsausen, sind die Kosaken, dann galoppiert die Batterie in einem kurzen Winkel von der Straße weg nach rückwärts, und gleich einem Ameisengekribbel zerfasert sich der Regimentsklumpen nach allen Richtungen hin. Die Wiesen und Weizenäcker sind übersät mit tausend hüpfenden Punkten, die alle gegen die graugewordenen Wälder von Wenschewo rennen und nach wenigen Minuten spurlos verschwunden sind.

Der Sieg des heißen und schweren Tages von Leschno ist Blüte und Frucht geworden, ist den Unseren nimmer zu entreißen. Hinter dem rauchenden Hügel von Goßtkowo knattert noch ein letztes Salvengerassel auf und erlischt wieder nach kurzer Dauer. In der sinkenden Abend-

dämmerung schwenken die feldgrauen Sieger aus dem Wiesental durch die Ährenfelder und gegen die Eckschanze von Augustow hin, wo sich die Russen in einem Gewirr von zerfetzten Gräben mit verbissener Tapferkeit noch immer zu halten suchen, um den Fluchtweg der Ihrigen zu decken.

Die grauer werdenden Schleier des Abends verhüllen mir die letzten Bilder des Kampfes. Ich weiß, die Schanze da drüben wird fallen in der Nacht. Und am Morgen wird der Weg nach Makow und gegen den Narew offen sein für den unaufhaltsamen Vormarsch der Unseren.

Meister Hindenburg ist nicht umsonst nach Przasnysz und Leschno gefahren.

Das Dröhnen der Geschütze verstummt, und eine sternhelle Nacht geht schweigend über die Felder hin.

Auf dem Heimweg überholen wir endlose Züge von russischen Gefangenen.

7.

23. Juli 1915

Sieghafte Tage sind gekommen. Auf der ganzen deutschen Front im Osten geht es vorwärts mit Löwensprüngen. Während ich zu schreiben beginne, donnern die schweren Geschütze, unter deren eisernem Hagel die russischen Festungen Rozan und Pultusk fallen werden. Und die kostbare Nachricht kommt, daß die Unseren zwischen diesen beiden zerbrechenden Bollwerken des Feindes den Narew heute in den Nachmittagsstunden an zwei Stellen überschritten haben. Die letzte Mauer, hinter der die Russen sich vor Warschau zu halten hoffen, beginnt unter Meister Hindenburgs blitzendem Gedankenhammer und vor der kühnen, unwiderstehlichen Stoßkraft unseres Heeres in Trümmer zu sinken.

Man möchte der Riese mit den tausend Augen sein, um sich über dieses große Geschehen hinausrecken zu können und jede Einzelheit der gewaltigen Kriegstat zu überschauen. Man bleibt nur leider in aller Sehnsucht der Mensch mit dem kleinen Gesicht, dem auch das schärfste Fernrohr nur über wenige Meilen hinüberhilft. Doch ist die Zeit so, daß man auch auf einer Scholle mit enger Umschau eine Überfülle der wunder-

vollsten Bilder erlebt, die das trinkende Auge kaum in sich aufzunehmen vermag. Was ich während der letzten Tage innerhalb eines einzigen Korpsbereiches der Armeegruppe Gallwitz als ein in Freude Schauender erleben durfte, dieser mit jeder Stunde wechselnde Bilderwirbel, läßt sich unmöglich einfangen in ein aus Worten gewobenes Schmetterlingsnetz. Nur bei den großen Merksteinen dieses rastlosen Vorwärtsdrängens kann ich mich verhalten.

Seit dem Tage von Leschno wurde die russische Front über Makow hinaus um vierzig Kilometer zurückgeworfen bis zu den schwerverschanzten Festungsköpfen von Rozan und Pultusk. Dem Wege dieses deutschen Sieges folgt meine Fahrt am trüben, dunstigen Abend des 20. Juli. Zwischen Bogate und Schtschuki trauern die zerhämmerten Stellungen, die der Feind verlassen mußte. Hohe Hügel von erbeuteten Waffen liegen neben der Straße angesammelt, und zwischen den Ährenfeldern schimmert ein kleiner Friedhof deutscher Helden mit siebzehn frischen Kreuzen aus weißem Birkenholz. Vor Makow kommen wir an halbausgebauten Stellungen vorüber, zu deren Vollendung man den Russen keine Zeit mehr ließ. Auf allen Straßen ziehen an uns die Karawanen der Evakuierten

vorüber, die wieder zu den Schuttstätten ihrer Häuser und zu ihren Feldern heimkehren und sich mit Kind und Kuh, mit Gänsen und Enten, mit Schweinen und Ferkelchen dem zweifelhaften Schutz der Russen entwanden. Man merkt es ihnen an, daß sie das Zusammenleben mit den feldgrauen „Barbaren" für eine minder gefähr- liche Sache zu halten beginnen. Ob es aber für uns nützlich ist, diese Abgeströmten wieder heranwandern zu lassen? Der leere Boden von Polen, den wir eroberten, war so schön! Und mit diesem Rückfluß der Verschwundenen stellen sich auch viele wieder ein, die einen auffallend scheuen Blick bekommen, wenn man sie scharf betrachtet. Einen seh' ich, der in den Lumpen eines bettelarm gewordenen Bäuerleins auf einem abgerackerten Pferdchen reitet; er hat nackte, schmutzige Füße, hat aber nicht die festen Sohlen von Barfußgängern, sondern eingekrüppelte Zehen, wie sie durch das Tragen spitzer und enger Lack- schuhe erzeugt werden; meine Musterung ist ihm sichtlich unangenehm, und da er merkt, daß ich einen Offizier auf ihn aufmerksam mache, reitet er flink durch das hohe Getreide davon.

In Makow, wo wir spät am Nachmittag ein- treffen, rauchen noch einzelne Häuser, die von den durchziehenden Russen in Brand gesteckt

wurden. Zwischen qualmenden Mauern graben die in der Stadt zurückgebliebenen Einwohner alles noch Verzehrbare aus den Kellerlöchern heraus. Bei sinkender Abenddämmerung überglutet gegen Osten der Flammenschein von Rozan den Wolkenhimmel. Brennen da die Russen den Stadtbezirk der Festung nieder, um beim Widerstande gegen den Vormarsch der Unseren nicht behindert zu sein? Oder beweisen diese Flammen schon die Hoffnungslosigkeit des Feindes, der am Erfolg jeder Gegenwehr verzweifelt und eine neue Wüste schaffen will, bevor er abzieht?

Wir finden zu Makow ein Nachtquartier in einem von den Russen nur „leicht angeplünderten" Hause. Es blieben da noch ein paar unzertrümmerte Bettladen übrig, in denen man die verschwundenen Matratzen durch Stroh ersetzen kann.

Nach kurzem Schlaf kommt eine schöne, klare Frühe. Schon um die dritte Morgenstunde ist die ganze Stadt mit feldgrauer Bewegung erfüllt, mit dem Klang und Schritt marschierender Bataillone, mit Hufschlag und Rädergerassel. Auf der Fahrt nach Schelkow überholen wir fast endlose Truppennachschübe. Sie kommen frisch aus der Heimat, sind neu und tadellos ausgerüstet, und immer wieder frag' ich mich bei ihrem Anblick: Ist der Männerbrunnen meines

Vaterlandes unerschöpflich? Wie hier, so ist es über die ganze Front im Osten und Westen.

In der Ferne, bei Rozan und gegen Pultusk, donnern schon in früher Morgenstunde die hundert fleißigen Stimmen der deutschen Geschütze. Neben der Straße stehen in großen Gevierten die Munitionskolonnen. Die Kutscher tränken und füttern die Pferde und kauen dabei selbst ihren Bissen Brot. Auf den Karren, die an mir vorüberknattern, liegen schlafende Soldaten über die Säcke und Kisten gebeugt; Kanoniere sind schlummernd über die Geschützrohre hingesunken, kein Stoß und kein Rütteln der Kanone erweckt sie. Ich sehe Bilder von Mühsal und Treue, die mich ergreifen. Wo ein Bach rieselt oder ein Weiher blinkt, stehen lange Reihen von Soldaten mit nackten Oberkörpern und säubern sich, waschen die Köpfe, die Brust und die Arme. Dazu ihr Plaudern, ihr heiteres Lachen. Und wo marschierende Bataillone eine Stunde rasten dürfen, liegen die unbeweglichen Schläfer unter den Bäumen, im Straßengraben und in den Ährenfeldern, auf der Zeltbahn oder auf ihren Mänteln. Hunderte schlafen im Sitzen; die gelösten Linien ihrer schlummerschlaffen Hände und der niederhängenden Köpfe sind so rührend wie drollig; und bei vielen von diesen im Sitzen

Schlafenden stechen die Spitzen der auf den hängenden Köpfen festgeschnallten Helme scharf und drohend aus dem Mantel heraus — auch der Schlummer dieser Braven hat noch etwas Angriffslustiges. Ich muß an gesenkte Stierhörner denken und an das Wort vom „wilden Tier im Käfig" — an dieses törichte Wort, das neulich ein törichter englischer Minister zu London im Parlamente sprach. Der Käfig, in dem das englische Großmaul die Deutschen eingegittert wähnt, ist überaus geräumig, auch sehr elastisch. Täglich erweitern ihn die Deutschen.

Vor Pultusk ist unsere Front schon bis an das Ufer des Narew und bis auf sechs Kilometer gegen die Vorwerke der feindlichen Festung herangeschoben. Ich höre das Geschützdröhnen, höre das Knattern des Grabenkampfes und das Tacken der Maschinengewehre. Doch alle Bilder des Gefechtes verhüllen sich hinter dichten Wäldern. Wir lassen den Wagen wenden und sausen über die Straße zurück, gegen Rozan hin. Dort ist freies Gelände mit weitem Ausblick. Auf halbem Weg erfahren wir, daß der erste feindliche Graben vor dem Rozaner Festungsgürtel schon genommen ist. Da hat's einen feinen Schwabenstreich gegeben. Ein Stuttgarter, der uns auf der Straße entgegenkommt, mit dem

linken Arm in der weißen Binde, sagt lachend zu mir: „Den erschte Grawe hawe mer. Es isch e bissele hart gange. D' Russe hawe saumäßig mit Granate hergschosse. Awer mei', dees macht nit viel aus. Weil mer nur de Grawe hawe! Dees isch d' Hauptsach'!"

Beim Jägerhause von Kwjatkowo seh' ich den ganzen Hochwald mit russischen Gefangenen angefüllt. Sie sind in guter Laune und schwatzen gerne, wenn man sie anspricht. Einer sagt: „Seit ich das Gewehr weggeworfen und die Arme aufgehoben habe, bin ich glücklich." Ein anderer sagt: „Die Russen sind stark, aber die Deutschen sind noch stärker."

Noch immer mehrt sich die Zahl der Gefangenen, und der Offizier, der ihren Abtransport zu bewerkstelligen hat, ist in Verzweiflung, weil er nicht weiß, wie er sie fortschaffen soll — seine gesunden Leute wollen sich nicht trennen von der Kompagnie, wollen das Gefechtsgebiet nicht verlassen. Endlich findet sich ein Ausweg. Zehn Leichtverwundete — „weil mer eh' scho' hoim müesse" — übernehmen den Abschub von sechshundert Gefangenen.

Die letzten Nachmittagsstunden ermöglichen mir eine Orientierungspirsche gegen die Kampfstellung. Überall in den Ährenfeldern seh' ich die

Köpfe der zweiten und dritten Schwarmreihe der Württemberger auftauchen, sehe sie immer vorwärtsdrängen, obwohl sie ohne Deckung gegen die feindlichen Gewehrkugeln sind, die über den Hügelsaum herüberpfeifen. Die erste Schwarmlinie, die am Vormittage den feindlichen Graben auf der Feldhöhe erstürmte, schafft und schanzt und arbeitet unter dem Schrapnellregen und zwischen den Rauchbäumen der russischen Granaten flink und rastlos, um die gewonnene Grabenstellung umzudrehen, mit den neuen Schußscharten gegen Rozan hin.

Nun erreiche ich die Hügelkante, über die der eroberte Graben sich hinzieht, und schaue hinunter in einen weiten, wundervollen Ährenkessel. Brennende Häuschen flammen, viele Brandstätten rauchen zwischen dem reifgewordenen Weizen. Auf tausend Schritte flimmert das dichte Gewirr der feindlichen Drahthindernisse, und wie breite Koboldsgesichter mit hundert Schwarzaugen gucken die russischen Wälle über das Ährengewoge heraus. Hinter ihnen, auf weitere tausend Schritte, liegen drei plumpe Erdklötze, deren Form an grün angestrichene Gigantensärge erinnert. Es sind die von Gräben umzogenen Basteien der Forts. Und hinter langen Buschzügen und kleinen Wäldchen seh'

ich die in der Abendsonne leuchtende Stadt, die halb schon eine Ruinenstätte geworden ist. Zwischen ihren Mauertrümmern und den Steinfingern der unverbrannten Kaminschlote wirbeln weiß und schwarz die Flattergestalten eines Qualmes empor, der sich ansieht, als hätte man zwischen dem Brandschutt der russischen Stadt eine Riesenfahne in den preußischen Farben aufgezogen. Noch steht die große, allen Rauch und alle Ruinen überragende Kirche, noch hat sie einen hohen, schlanken Turm. Doch während ich ihn unter dem Donner der deutschen Geschütze betrachte, verschwindet er plötzlich in einer berghoch aufdampfenden Staubwolke. Die Russen in Rozan haben ihren besten Beobachtungsposten verloren.

Ein schöner Abend sinkt; sein Himmel ist wolkenrein geworden; die Flammenröte der brennenden Stadt vermag sich nur noch schwächlich in den aufsteigenden Rauchschwaden ihres eigenen Brandes zu spiegeln. In der Dämmerung, während ich zurückwandere, höre ich überall hinter den Goldgittern des Weizens die lieben schwäbischen Laute klingen, höre das gemütliche Lachen der schanzenden Truppen. Einer sagt: „Morge packe mer's an! Do weard's krache!"

Der 22. Juli bringt einen Morgen in Duft und Sonne. Ich nütze die erste Frühe, um

ein gut ausgewachsenes Kusinchen unserer fleißigen Berta zu besuchen. Ein noch junges Mädchen! Und doch schon von erstaunlicher Kraftfülle! Ihr Mündchen liegt etwa vier Meter oberhalb meines Haardaches. Und eine Stimme hat sie, daß man sich Watte in die Ohren stopfen muß, wenn man unzerrissene Trommelfelle behalten will. Beginnt sie ihr donnerndes Lied zu singen — ein Lied von deutschem Erfindergeiste und deutscher Kraft — so fährt ihr ein Feuerstrahl von Mastbaumlänge aus der Kehle, und wer hinter dem musizierenden Kusinchen steht, sieht eine schwarze, kleiner und kleiner werdende Scheibe steil durch die Luft emporfliegen, bis zu einer Höhe, die man mit einem vollen Hundert übereinandergeschichteter Kirchtürme noch nicht erreichen würde. Und vierzig Sekunden später ist in der russischen Festung Rozan eine rauch- und feuerspeiende Hölle los. Ein leistungsfähiges deutsches Kind, diese eiserne Jungfrau! Ich verlasse sie mit dem Gefühl verstärkter Zuversicht und höchster Befriedigung, nehme nach vierhundert Schritten die Wattepfropfen aus den Ohren und finde nun, daß die Stimme des trefflichen Mädchens überaus lieblich klingt. Ich gebe zu, daß dieses Urteil einen stark subjektiven Charakter hat. Man darf vermuten, daß ich als Kommandant der

Festung Rozan zu einer wesentlich anderen Meinung gelangen würde.

Mein Weg geht durch geschlossene Wälder. Sie alle wimmeln von trabenden Munitionskolonnen, von donnernden Batterien und galoppierenden Reiterschwärmen. In einem Föhrenhochwald erleb' ich ein Kriegsmärchen der Gegenwart, indem ich mich in eine auf dem Waldboden hockende Spähschnecke verwandle, die ihr stählernes Fühlhorn über die Wipfel hundertjähriger Bäume emporstreckt und oberhalb des grünen Gewoges der Baumkronen gemütliche Ausschau nach der feindlichen Festung hält.

Weiter durch die Wälder! Das suchende Adagio des deutschen Orgelkonzertes beginnt sich zu beleben und strebt dem energischen Prestosatze zu. Nun bin ich am Waldsaum, am Ende eines Laufgrabens, westlich von Rozan. Zur Rechten schimmert die rauchende Stadt in der Morgensonne, zur Linken und hinter uns liegen die Gehölze, in denen die deutschen Eisenstimmen singen, und achthundert Schritte vor mir funkeln und glitzern die Stacheldrahtgewebe der feindlichen Schanze Szygi, die nach der Mittagsstunde genommen werden soll. Das wird harte Arbeit geben! Die Stellung der Russen sieht aus wie eine in die Erde hineingewühlte, unangreifbare

Burg, die nur mit der breiten Wallstirne und mit einer langen Reihe schwarzer, schmalgeschlitzter Schartenaugen über das Ährengewoge herauslugt und gegen Rozan hinter die Backsteinhäuser und Obstgärten des Dorfes Miluny hinuntertaucht. Nahe vor mir, etwa hundert Schritte, zieht sich durch grüne Kartoffeläcker der frische hellgelbe Grabenstrich der Unseren hin. In diesem Graben ist wenig Leben zu bemerken; manchmal erscheint eine feldgraue Mütze oder eine grauverhüllte Helmspitze und verschwindet wieder; nur an den höher ausgebauten Ecken, wo die Maschinengewehre stehen, seh' ich die ganzen Gestalten preußischer Grenadiere. Auf kleinen Erdbänkelchen sitzen sie einander mit aufgezogenen Knien gegenüber, schwatzen ruhig, klopfen die leergebrannten Pfeifchen aus und füllen sie frisch. Das ist prächtig anzusehen! Man wird so ruhig dabei, jedes Gefühl der Sorge und Beklommenheit verwandelt sich in verläßlichen Glauben.

Kurz nach der Mittagsstunde setzt das Allegro der Eisenstimmen ein, das Wirkungsschießen der deutschen Geschütze. Die Russen antworten, aber das klingt nur wie die hastige Zornstimme eines Knaben, die übertönt wird von einem brausenden Männerchor. Auch scheint der Feind noch nicht mit Sicherheit zu wissen, wo ihm der An-

griff der nächsten Stunde droht, hier bei Milunn oder rechts dort oben bei dem dunklen Waldsaum, den die Russen in nervöser Eile mit schweren Granaten zu überschütten beginnen. Dort oben stehen unsere Schwaben. Die stehen fest! Mein Fernrohr zeigt mir die lange Zeile ihrer Köpfe. Saust es durch die Lüfte heran, so verschwinden sie, kracht es vor oder hinter ihrem Graben, so gucken sie in lustiger Neugier wieder heraus.

Immer mächtiger wächst das Ineinanderdonnern der deutschen Geschütze. In den sechs Monaten meiner Frontfahrten hab' ich schon manche dröhnende Stunde solcher Art erlebt, aber noch selten eine, in der die deutschen Orgelstimmen so gewaltig einsetzten und so präzis und sicher jede Note trafen. Mein Schauen und Lauschen wird zu einem frohen Staunen, bei dem mir manchmal der Atem und die Herzschläge stocken. Und rings um die dicke Föhre herum, hinter der ich gedeckt am Waldsaum stehe, ist ein Gezwitscher wie von ruhelosen Schwalben, die mich unsichtbar umflattern.

In den Wäldern hinter den Schwarmreihen donnert es immer wuchtiger. Die Art, wie die Sache gemacht wird, hat einen entzückenden Zug von Pedanterie. Immer wird nur ein hundert Meter langes Stück der feindlichen Stellung

unter Feuer genommen, und ehe da nicht alles gründlich zerrupft und zerrissen ist, rückt die Beschießung nicht weiter. In einer nahen Beobachtungsstelle des Stabes hör' ich von Zeit zu Zeit eine ruhige Mannesstimme die gleichen Worte sagen: „Gut so! Nächster Abschnitt! Feste druff!" Und drüben bei den Russen splittern unter Qualm und Feuerblitzen die Drahthindernisse auseinander, Erde und Balken spritzen in die Luft, die festen Unterstände des Feindes platzen zu ungeheuerlich gestalteten Springbrunnen auseinander, und alles verwandelt sich zu einem Chaos der Vernichtung. Dem Aufzucken der Explosionsflammen folgt ein phantastisches Durcheinanderwogen von Rauchmauern und Qualmsäulen in allen Farben: schwarz, braun, grau, weiß, rötlich, gelb und manchmal so smaragdgrün wie das Gras einer Märzwiese. Dazu diese brüllenden Luftstimmen! Das ist, als stünde Gott Thor, der Zürnende, unsichtbar über den goldenen Feldern und schlüge rastlos mit seiner stählernen Gewitterkeule auf unsere Feinde los. Und während da drüben über den Russenköpfen eine blitzende Hölle tobt, kommen nahe vor mir die Schwarmreihen gemächlich durch die Laufgräben hergestiegen, um die Reservestellungen zu besetzen. Das sieht nicht aus, als wäre über den Stirnen

dieser Braven das Dröhnen der Schlacht — es ist anzusehen wie eine gefahrlose, sich musterhaft vollziehende Übung auf dem Exerzierplatz. In den Lüften immer das donnernde Lied der deutschen Kraft, und immer leuchtet durch den wehenden Qualm das schöne Bild der von der Sonne beglänzten Stadt Rozan; doch immer trüber wird es, und langsam beginnt das Rauchgewoge alle Ferne der Landschaft zu überschleiern.

Nach zwanzig Minuten der Beschießung, in ihrem kraftvollsten Schlußtempo, seh' ich hinter den Resten der feindlichen Schanze ein paar Russen springen, die dem flammenden Graus zu entrinnen suchen. Sie rennen am Gewirre der Trümmer entlang und tauchen hinunter in ein noch unzerstörtes Grabenstück. Jetzt fallen die Geschosse auf diese letzte Zufluchtsstätte des Feindes. Drei Russen, die sich zu retten suchen, rennen in eine niederschlagende Granate hinein. Und dann seh' ich einen wie irrsinnig über die Feldhöhe der Schanze hinrasen; dabei dreht er immer das Gesicht, als wäre ihm etwas Grauenvolles auf den Fersen. Im Geschützdröhnen höre ich von links her einen Ton, den ich nicht schildern kann. Er hat einen jubelnden Klang und schüttet mir doch ein kaltes Rieseln durch Mark und Bein — das Hurra von tausend

Stimmen der Unseren! Und nun kommt das Herrliche! Von der westlichen Schanzenspitze, die mir durch eine Ecke des Waldes verdeckt war, flutet es rasch und breit heran. Es sieht wie eine flinke, graue, mächtige Woge aus, vor der ein wundersames Blitzen einhergeht — die erste Sturmgruppe der preußischen Garde, vor ihren Brüsten und Fäusten die gefällten Bajonette, die in der Sonne funkeln wie ein aus Feuerstrahlen geflochtener Zaun! In meinem Herzen schreit die deutsche Freude: „Sieg!" Und ich fühle: mit solchen Soldaten ist alles zu erzwingen, auch das unmöglich Erscheinende. Gleich einem unaufhaltsamen Kehraus des deutschen Mutes flutet die schimmernde Sturmwelle der Feldgrauen über die Höhe der feindlichen Schanze gegen das Dorf Miluny, und wo sie heranrauscht, quillt vor ihr ein braunes Menschengewimmel aus der Erde heraus. Die huschenden Fluchtgestalten sind anzuschauen wie Kaninchen, die nimmer wissen, wohin, seit ihre unterirdischen Höhlen zerstampft und verschüttet sind. Viele der fliehenden Russen haben noch Gewehre, viele sind waffenlos. Ein Schwarm von ihnen rettet sich hinter das erste Backsteinhaus von Miluny, und etwa Dreihundert bleiben plötzlich stehen und heben die Hände über die Köpfe. So stehen sie, unbeweglich, nur wenige

Sekunden, dann fangen sie zu springen an, rennen den Stürmenden entgegen, wollen gar nicht geführt sein und laufen ungeleitet durch die Ährenfelder auf die Gräben der preußischen Garde zu, immer mit den Händen über den Mützen. Zwei sind dabei, die Deutsch verstehen. Der eine schreit mit schriller Stimme immer die gleichen Worte: „Guten Tag, guten Tag, guten Tag..." Und den anderen, der an allen Gliedern schlottert, hör' ich keuchen: „Bei Gott, bei Gott, ich habe nicht geschossen!" Mir will ein Lachen kommen, aber ich fühle: das ist nicht Angst, nicht Mutlosigkeit, es ist nur der Irrsinn einer Verzweiflungsstunde, das geistige Erlahmen unter den Schlägen einer unwiderstehlichen Wucht. Als feste, tapfere Männer hatten die Feinde unter einer Todeshölle ausgehalten, bis das jubelnde Hurra und das Bild der funkelnd heranflutenden Sturmreihe sie verwirrte und betäubte.

Durch einige Minuten schweigt das Gewehrgeknatter. Jetzt prasseln die Salven wieder, ein Völklein Rebhühner schwirrt über das Gold der Ähren hin, und hinter der vorwärtsstürmenden Garde puffen die russischen Schrapnellwolken gleich weißen Schneeballen aus der Luft heraus. Nun ein paar Augenblicke, die mir die Kehle umklammern. Unsere Feldgrauen haben das erste

Backsteinhaus von Milunn erreicht — und hinter diesem Hause hat sich ein Schwarm von einigen hundert Russen gesammelt, die noch einen letzten tollkühnen Widerstand zu versuchen scheinen. Jetzt stoßen die beiden Gruppen aufeinander. Über zehn, zwölf Schritte ein Hin und Her von vielen Schüssen, dann blitzen die Bajonette der preußischen Garde gegen das graue Gewühl der Feinde, und der kämpfende Knäuel gleitet hinunter hinter die Obstgärten des Dorfes. Dort drunten im Tal, wo mir alles verschwindet, rattern die Salven zusammen mit dem hastigen Tacken der Maschinengewehre. Bald wird's ruhiger, und wieder rennt ein Häuflein Russen ungeleitet gegen die deutsche Stellung her; alle strecken die Hände mit den gespreizten Fingern hoch, und einer, der sein schmutziges Hemd an eine lange Zaunlatte gebunden hat, schwenkt hastig diese Parlamentärfahne hin und her, die vor Wochen einmal weiß gewesen.

Das Dröhnen in den Lüften wird schwächer. Und nahe bei den ersten Häusern von Rozan steigt aus dem unsichtbaren Tal eine grüne Leuchtkugel empor, wie ein schönes, am Tage strahlendes Sternchen. Das ist ein Zeichen für die deutschen Geschütze. Einer von den Unseren meldet da drunten mit diesem grünen Schimmerwort: „Nicht mehr hierher schießen! Wir sind schon da!"

Leichtverwundete kommen über die leergewordene Höhe der eroberten Stellung. Und die wackeren Sanitätsleute mit dem roten Kreuz auf der weißen Armbinde beginnen auszuschwärmen, beginnen zu suchen. Ich sehe einen Verwundeten sitzen, der mit beiden Händen einem Sanitätsmanne winkt; aber der gewissenhafte Helfer schüttelt den Kopf und deutet mit dem Arm — ich verstehe, daß diese Bewegung sagt: „Du mußt warten, da drüben liegt einer, der mich nötiger braucht!" Und der Verwundete nickt und bleibt in geduldiger Ruhe sitzen, angelehnt an einen Pfahl der zerrissenen Drahthindernisse. — Nicht nur Helden im Kampfe sind sie, unsere Feldgrauen, auch Helden in der klaglosen Kraft des Leidens. Und das Bewußtsein, mitgeholfen zu haben an einem deutschen Siege, wird ihnen zu einem schmerzenstillenden Wunderkraut des mit ihrem treuen Blute getränkten Feldes.

Es ist zwei Uhr nachmittags. Den funkelnden Inhalt dieser beiden sieghaften Stunden wird man mit goldenen Buchstaben einschreiben müssen in die Chronik der preußischen Garde.

8.

Makow, in der Nacht vom
24. auf den 25. Juli 1915

Die Erstürmung der Schanze Szygi durch die preußische Garde in den Mittagsstunden des 22. Juli bekam für mich noch ein Nachspiel. Als die Bahrenträger auf der Kampfstätte umhergingen, wollte ich hinüber zum eroberten Graben. In dem schütteren Buschwald, den ich durchschreiten mußte, wurde ich von einem Soldaten angehalten und zum Beobachtungsgraben des Divisionsstabes geführt. Die Offiziere grüßten freundlich, ohne den Gang der militärischen Tagesarbeit zu unterbrechen, die noch nicht völlig erledigt war. Erst jetzt, von dieser höheren Geländestelle, erkannte ich, daß jeder Versuch, die erstürmte Schanze zu besichtigen, unmöglich war. Das ganze Gefechtsfeld stand noch unter Gewehrfeuer; die Kugeln schlugen in den Wall, der uns deckte, und pfiffen über uns durch die Kiefernzweige. Tausend Meter hinter der russischen Schanze, die von der Garde genommen war, lag eine zweite feindliche Stellung, in der sich die Russen noch immer mit tapferem Widerstande hielten, obwohl sie auf verlorenem Posten standen. Ununterbrochen knatterten da drüben

die Gewehrschüsse zwischen dem feindlichen Wall und unserer eingegrabenen Schwarmlinie hin und her. Das Dröhnen der Geschütze belebte sich wieder, die deutschen Batterien nahmen die zweite Russenschanze unter Feuer, und der Feind antwortete mit Schrapnellhagel und schweren Granaten, die bis auf zwanzig Meter an unseren Graben herankamen. Inmitten dieses Geprassels fragte mich plötzlich einer der freundlichen Offiziere: „Haben Sie denn heute schon was gegessen?" Ich mußte den Kopf schütteln — mein Zehrsäcklein lag anderthalb Stunden von hier im Auto. Gastlich reichte man mir einen Trunk Wein und ein Blechschüsselchen mit einer heiß aus der Feldküche kommenden Speise, die mir neu war, aber sehr angenehm duftete. Es war kein Gulasch, kein Pichelsteiner Fleisch, keine Kräutersuppe, keine Vegetariermixtur, und dennoch alles zugleich. Ein Feldgrauer sagte: „Det is Dörrjemiese! Fein!" Und wahrhaftig, die mir unbekannte Sache schmeckte großartig! Während die Granaten den Ackerboden über uns herspritzten, löffelte ich das Schüsselchen bis auf das letzte Restlein aus und schloß das köstliche Mahl mit einer Zigarette. Ganz unglaublich ist es, wieviel behagliche Stimmung in einem Schützengraben herrschen kann, während er umzwitschert ist vom

Gesang der eisernen Vögel! Dann zog ich mein Fernrohr lang, um wieder Ausguck zu halten, und dabei geschah es, daß mir ein Grashalm das Leben rettete. Immer ging mir vor dem Glas etwas Grünes und Verschwommenes hin und her und trübte mir alle Bilder. Ärgerlich rückte ich, um diesem störenden Grashalm zu entrinnen, eine Spannenbreite nach links, und kaum guckte ich wieder durch mein Rohr, da zischte eine russische Gewehrkugel über den Sandfleck hin, der ein paar Sekunden früher mein Fernglas gestützt hatte. Der Sand spritzte mir gegen die Wange. Stumm griff ich über die Deckung hinaus, pflückte den lieben Grashalm und legte ihn als Erinnerungszeichen in mein Notizbuch, zwischen die mit Bleistift eng bekritzelten Seiten vom 22. Juli. Die wunderliche Erregung, die mich durchrieselte, erlosch beim Anblick der Bilder, die ich da draußen zu sehen bekam.

Wie die Unseren sich auf völlig ungedecktem Gelände gegen die zweite Schanze des Feindes schoben, Meter um Meter auf dem Bauche vorrutschend, jeden Ackerrain für ein paar flinke Sprünge nützend, nach denen sie sich längelangs wieder hinwarfen ins niedere Gras und Minute um Minute regungslos unter dem gereizten Gewehrfeuer des Feindes lagen — das muß man

mit eigenen Augen gesehen haben, um zu wissen, was deutscher Mut und deutsche Beharrlichkeit bedeutet. Oft versagte mir der Atem, wenn ich einen von den Tapferen so lange unbeweglich liegen sah, daß ich glauben mußte: eine Kugel hat ihn getroffen — und plötzlich hob er zu meiner Freude wieder die Stirn und schob sich weiter um einen halben Meter. Gott sei gepriesen! Zu Dutzend Malen sah ich das gleiche und immer wieder glaubte ich: das ist der Tod — und immer, immer wieder war es unerschrockenes Leben. Einmal glaubte ich: die ganze Wiese ist übersät mit Gefallenen. Und eine halbe Stunde später waren sie verschwunden. Nur einer blieb, ein einziger. Alle anderen hatten sich dreihundert Meter vor der feindlichen Schanze eingewühlt in den Boden. Ich sah die kleinen Erdwälle aus der Wiese herauswachsen, sah die fleißigen Schaufelklingen aufzucken und verschwinden, sah die Erdschollen fliegen und die Deckung der Unseren immer fester werden. Hinter der feindlichen Stellung war ein hastiges Hin- und Herhuschen brauner Gestalten zu gewahren, eine erregte Tätigkeit, eine fieberhafte Schanzplage — ein Bild, das mir Stunden in Erinnerung brachte, in denen ich an den Wildbächen der Gebirge die Menschen rennen und arbeiten

sah, deren Dächer von einem heranrauschenden Hochwasser bedroht waren. — Ja, ihr da drüben, die deutsche Flut wird kommen über euch, in der Morgenfrühe, oder noch vor Anbruch der Nacht! Wer die Unseren bei der Arbeit sieht, braucht kein Prophet zu sein, um den Erfolg als eine verläßliche Sache vorherzusagen.

Ich hatte, bevor ich die Stellung der Garde verließ, noch die Freude, ihrem Führer die Hand drücken zu dürfen. Eine prächtige, feste Soldatengestalt, ruhig, sparsam mit den Worten, die wie kurze Hammerschläge sind und dennoch freundlich klingen! Als ich ihn zum Sieg des Tages und zur herrlichen Haltung seiner Truppen beglückwünschte, verstummte ich plötzlich, weil ich sah, daß der linke Fuß des Generals mit einem klumpigen Verband umwickelt war. Erschrocken mußte ich fragen: „Verwundet?"

Der General lachte: „Ach, wo! Nur 'n bißchen Podagra. Am Vorwärtskommen hindert das nicht."

Dröhnende Stimmen setzten ein. Droben am langen Waldsaum, bei den Württembergern, begann das Wirkungsschießen gegen einen der südwestlichen Festungsköpfe von Rozan. Ich hätte die flammende Arbeit der Schwaben gerne gesehen. Die Zeit reichte nimmer. Auf dem Um-

weg, den ich durch die Wälder machen mußte, hörte ich zwischen dem Salvengeknatter über zwei Kilometer her das brausende Hurra der Württemberger. Es klang wie das Rauschen eines Sturzbaches, wenn seine Schleusen gelöst werden. In der von Donnerstimmen durchgrollten und von Flammenschein durchglühten Abenddämmerung sah ich dann auf der Schelkower Straße einen Zug von russischen Gefangenen herankommen. An den Lanzen der Geleitsreiter flatterten schwarz-rote Fähnchen.

Ein neuer Sieg! Die Wahrheit, daß Rozan eine russische Festung ist, wird nur noch einen Lebensatem von dreißig oder vierzig Stunden haben.

In der sternhellen Nacht eine halbe Stille. Schon in den ersten Morgenstunden setzt der schwere Geschützkampf bei Rozan und Pultusk wieder ein. Aus den vielen Donnerstimmen hört man deutlich die schönen Bässe der fleißigen Berta und ihres Kusinchens heraus.

Überall in der östlichen Ferne stehen die Rauchsäulen großer Brände am sonnigen Himmel. Bei Chmielewo, in der Richtung gegen Pultusk, züngelt eine mächtige Flammenhecke über die Wälder empor. Zwischen den beiden-Festungen, in einer Länge von dreißig Kilometer, donnern,

tacken und knattern hinter dichten Gehölzen die Zornstimmen des erbitterten Kampfes, der an den Ufern des Narew ausgefochten wird. Und immer hör' ich aus den Wäldern einen knirschenden Ton — das Bewegungslied der eisernen Kähne, die von den Wagen über die Rutschbäume hinuntergleiten. Man wird die Brücke über den Narew schlagen! Und zwischen dem Knirschen und Kreischen der deutschen Eisenboote ist das ruhelose Sausen der Granaten, die gegen den Narew fliegen, über unseren Köpfen anzuhören, als würde in den Lüften ununterbrochen ein riesenhafter chinesischer Fächer auf- und zugeklappt.

Alle Nähe und Ferne wird von Rauch und Dünsten umsponnen. Nirgends ein Ausblick, nichts zu sehen, nur die jagenden Munitionskolonnen und die marschierenden Reserven.

Die Generäle erhoffen sich die Erzwingung des Überganges über den Narew erst von der Nacht oder vom kommenden Morgen. Darum fahre ich zurück nach Makow, um mich zur Arbeit zu setzen und vom Siegestag der preußischen Garde zu erzählen. Um fünf Uhr nachmittags, noch bevor ich inmitten des Plünderungsdreckes meiner Makower Quartierhöhle zu schreiben beginne, holt mich die Nachricht ein, daß der Narew an

zwei Stellen von den Unseren überschritten wurde. Und heute, in der ersten Morgenfrühe des 24. Juli, eine Stunde nach Mitternacht, singt und klingt es durch die Telephondrähte: „Die Unseren haben vor Pultusk alle Gräben und Schanzen im Sturm genommen, die Russen weichen über den Strom zurück, am Morgen wird die Stadt in unseren Händen sein."

Zwei Tage, die mühsam waren; zwei Nächte ohne Schlaf! Aber eine solche Nachricht! Sie ist wie ein Zaubertrunk, der alle Lebenskräfte erneut und verdoppelt! Noch selten ist mir das Blut so wohlig und die Seele so froh gewesen wie in der dritten Morgenstunde des 24. Juli, da uns das jagende Auto nach Schelkow bringt.

Der Himmel ist rein. Nur gegen Osten, zwischen Rozan und Pultusk, hängt eine große, langgestreckte, schwarzbraune Rauchwolke vor der roten, langsam über den östlichen Horizont heraufglänzenden Sonnenhelle und färbt sich mit purpurnen Säumen.

Hinter Schelkow gibt's auf der Straße nach Pultusk einen verwünschten Aufenthalt. Die Brücke über den Oschitz ist weggebrannt. Wir müssen einen Umweg durch die Wälder machen, auf Sandboden, in dem wir mit dem Auto stecken bleiben. Man flucht und schiebt, um den

Karren wieder flott zu bekommen. Zwei kostbare Stunden sind verloren. Schon glänzt die volle Sonne, da wir die Straße nach Pultusk wieder zu gewinnen vermögen.

Wo gestern der Kampf tobte, ist heut die Ruhe. Die erstürmten und öd gewordenen Stellungen des Feindes zeigen Verwüstungsbilder, die nicht zu schildern sind. Weite Grabenlängen sind angefüllt mit gefallenen Russen. Die Verluste des Feindes an dieser Kampfstelle müssen nach vielen Hunderten zählen.

Die breite Straße ist erfüllt von vorrückenden Batterien und von hurtigen Reiterzügen. Sie traben vorüber an entseelten Feinden, die in den Straßengräben liegen, von Staub überpulvert sind und wie schlafende Affenmännchen aussehen.

Eine zweite und dritte Stellung der Russen kommt; alles ausgefegt, alles zerrissen von den deutschen Granatentrichtern. Dahinter das Dorf Chmielewo mit rauchenden Brandstätten; hier steht kein Haus mehr, alles ist niedergesengt. Noch ein kurzer Weg über die heiße Asche, vorüber am Gewirre der deutschen Munitionskolonnen, und hinter verbrannten Obstbäumen funkelt in der Morgensonne der breite, vielfach gewundene Narewstrom, tief eingeschnitten in ein grünes

Wiesental. Der Fluß ist überspannt von der hundert Meter langen Brücke, über die mit feinen, in der Morgensonne blitzenden Silhouetten der endlose Zug des nachrückenden Heeres geht. Drüben, zwischen Büschen und Wäldern, zieht die schöne Narewstraße mit den Trümmern gesprengter Brücken und Viadukte gegen Pultusk. In den Gehölzen da drüben knattern noch immer die Gewehrschüsse; doch dieses Knallgerassel quillt immer mehr in die Ferne hinaus, und jetzt verstummt es.

Herüben, auf dem Hügelhang des Dorfes Chmielewo, liegt eine prachtvoll ausgebaute Schanze der Russen. An den vielen deutschen Patronenhülsen, die da umherliegen, ist zu erkennen, daß die Unseren diese Stellung vom Dorfe her genommen und als Angriffsstellung gegen die über den Strom zurückgegangenen Russen benutzt haben.

Vom Fuß der Schanze schreiten wir eine lange Strecke am Narew hin, dessen still fließendes Altwasser so braun ist wie die russische Uniform. Viele Soldaten baden nach der heißen Nacht im kühlen Wasser. Und in langer Reihe stehen die schwitzenden Pferde mit gesenkten Hälsen und trinken so gierig, daß die vielen Schlürflaute eine ganz sonderbare Musik erzeugen.

Und nun, durchzittert von einer aus Glück und Dankbarkeit, aus Stolz und Freude gemischten Erregung, betrete ich die Brücke.

Während ich am Ufer des von uns überschrittenen Narews stehe und den Vorwärtszug des deutschen Heeres betrachte, ist eine gläubige Ruhe in mir, die so herrlich schimmert wie die reine Sonne dieses Morgens.

Wer dieses grandiose Bild zu schildern vermöchte! Dieses klirrende Hinwegrollen über die Brücke, dieses klappernde Herangaloppieren der Husarenschwärme, dieses rauschende Anmarschieren der Regimenter, dieses Herbeiströmen der rasselnden Batterien und Kolonnen von allen Seiten! Und die tapferen Stürmer der verwichenen Nacht haben schon um die Brücke herum auf dem eroberten Ostufer einen weitgespannten Brückenkopf erbaut und befestigt. Schulter an Schulter stehen die Feldgrauen in diesem neuen Schützengraben. Und jene, welche rasten dürfen, liegen zu Hunderten zwischen den Büschen und im Gras umher und essen und trinken. Viele sind schon in Schlaf gesunken. In der Unbeweglichkeit ihrer Ruhe sehen sie wie Gefallene aus. Lieber Herrgott, sei bedankt für das warme Leben, das in ihren erschöpften Gliedern schlummert! Und dort — das ist ein Bild ohnegleichen!

In einem großen Kartoffelgarten des Dörfleins Sigowek haben sich zwei Gardebataillone gelagert. Sie liegen so dicht, daß man mit keinem Kinderfuß mehr dazwischentreten könnte. Und wie wundersam das anzusehen ist: dieses Sonnengefunkel der Bajonette, dieses Gewirr der braunen, lachenden Gesichter und der grauen Soldatenröcke zwischen dem goldgrünen Kraut! Am Plankenzaun des Gartens stehen junge Offiziere in heiterem Geplauder beisammen; unter ihnen erkenne ich einen Sohn des Deutschen Kaisers, eine schlanke, von Kraft und fröhlichem Leben strotzende Soldatengestalt voll Frische und blühender Gesundheit. — Du deutscher Bauer, du deutscher Bürger, du deutscher Edelmann! Wo die feindlichen Kugeln herpfeifen gegen unsere pochenden Herzen, da stehen nicht nur deine Söhne, es stehen da auch die Söhne deines Kaisers und deiner Fürsten! — Und hinter dem Bilde, das ich sehe, schimmert im Dunst der Ferne die feindliche Stadt, die wir gewannen in dieser Nacht. Ihre vielen Dächer und Türme möchten leuchten und glänzen in der Morgensonne; doch ihr Geflimmer kann die Schleier des Brandqualmes nicht durchdringen. Wo dieses Schemenhafte dämmert, ist tiefe Stille. Aber dort, wo Rozan liegt, da donnern die deutschen Geschütze.

Zurück! Wieder hinauf zur Straße, die nach dem eroberten Pultusk führt!

Hinter den Brandstätten von Chmielewo erreiche ich eine vierte, noch unvollendete Grabenstellung der Russen.

Von der Straßenhöhe blickt man in das südliche Tal des Narew hinunter und unterscheidet nun deutlich hinter den silberblitzenden Windungen des Stromes das türmereiche Bild der von den Unseren besetzten Stadt Pultusk.

Die Straße vor uns ist leer, manchmal aufgewühlt durch einen Granatentrichter. Das einzige Leben, das wir sehen, sind die vielen Störche, die schwarz und weiß und mit roten Schnabelspeeren wie deutsche Schildwachen auf den erkämpften Feldern stehen.

Eine fünfte, ebenfalls noch unvollendete Grabenstellung der Russen widerlegt die Fabel von der „taktischen Umgruppierung" des Feindes. Um eine Stellung aufzugeben, baut man nicht fünf befestigte Gräben hintereinander. Die Russen gaben Pultusk auf, nicht weil sie wollten, sondern weil sie mußten.

Große, weiße Dampfwolken qualmen hinter dem Dächergewirre der Stadt empor. Je weiter wir zwischen die Gärten und Häuschen der Vorstadt hineinkommen, um so größere Gruppen

von Einwohnern stehen bei den Zäunen und vor den Türen. Die Weibsleute gucken ein bißchen ängstlich, die Männer betrachten verwundert die deutschen Geschütze und die straffen Kanoniere.

Durch die Seitengassen kommen Züge von Feldgrauen heranmarschiert und lagern sich im Schatten der Vogelbeerbäume, die schon rote Trauben bekommen. Ein fettes polnisches Schweinchen, das noch nie ein Auto gesehen zu haben scheint, will uns nicht aus dem Wege gehen. Unser Chauffeur muß eine waghalsige Kurve machen, und lachend applaudiert ein Schwarm junger Mädchen.

Nun kommt ein entzückendes Bild. Über die Kronen der Akazien hebt sich eine schöne, reich und phantastisch gegliederte russische Kirche empor, mit himmelblauen Kuppeldächern.

Jetzt der große Marktplatz mit hohem Turm, mit den tausend Gewehrpyramiden der rastenden Truppen, mit den dampfenden Feldküchen und der neugierigen Bevölkerung, die immer zahlreicher herbeiströmt, sich von ihrer Angst zu erholen beginnt und zutraulich wird. Auf den Balkonen stehen runde, lustige Mädchen, die schon mit den Feldgrauen zu kokettieren beginnen. In den Gruppen der Unseren schwirren munter

die Dialekte durcheinander — ich höre Pommern, Schwaben, Oberschlesier, Rheinländer, Hamburger und Hannoveraner. An den Brunnen werden die Pferde getränkt, Frauen bringen für unsere Soldaten Wein und Milch, und die Juden öffnen flink ihre verschlossenen, mit Eisenblechen vernagelten Kaufläden. Ein Kaftanmännchen, dem ich vier Kerzen abhandle, sagt zu mir: „Der Russ' is e Rauwer, de daitschen Herren sennen feine Kunden, wo bezahlen."

Im Schatten einer Kirchenmauer liegen und stehen die Russen, die man am Morgen aus den Häusern zusammenfing. Ihre Laune bessert sich mit jeder Minute. Ein junger Offizier, der das Lachen und Schwatzen seiner Mannschaften nicht mitmacht, sagt mit blassen, zitternden Lippen: „Die Deutschen sind Helden. Gegen Helden können wir nicht kämpfen, nur gegen Soldaten, die Menschen sind wie wir." Innerhalb weniger Tage hab' ich das gleiche mit anderen Worten mehrmals von russischen Gefangenen gehört. Beginnt dieser Glaube an die unbezwingbare Überlegenheit der deutschen Kraft schon die ganze russische Armee zu durchsetzen? Dann ist er eine Waffe, die mit und für uns kämpft.

Vier dröhnende Explosionen. Die Stadtleute rennen erschrocken davon, die Feldgrauen

bleiben ruhig auf ihren Plätzen. Es waren keine feindlichen Granaten, keine Fliegerbomben, nur die Schüsse von Sprengkörpern, die hinter der Stadt im Gebälk der brennenden Narewbrücken verspätet auseinanderplatzten. Dem Hall der Schüsse folgend, komme ich zu einem übel zugerichteten Schloß, von dessen verwüstetem Hof ich einen fast märchenhaften Ausblick über die zwei brennenden Narewbrücken gewinne. Weißer Qualm umwirbelt die glühenden Balken, rote Flammen durchzüngeln das Rauchgewoge, der ganze Strom ist überblitzt von silbernen, blutfarbenen und goldenen Lichtern, Hunderte von unseren Pionieren sind schon bei der Arbeit, um mit den Feuerspritzen der Stadt zu löschen, was noch zu löschen ist, und über allem glänzt die schöne, strahlende Frühsonne des 24. Juli.

Im Schlosse sieht es entsetzlich aus. Eine weinende Frau, deren Stimme wie das Gebell eines im Zorne heiser gewordenen Hündchens ist, erzählt mir von den Plünderungen der Russen in den letzten Stunden vor der Flucht. Und so viele Verwundete hätten sie mit fortgenommen, daß man sie nicht hätte zählen können.

Als wir gegen die siebente Morgenstunde zu unserem Auto zurückkommen, finden wir es verwandelt in einen deutschen Feldpostwagen. An

die fünfhundert Postkarten und Briefe haben sich da angesammelt. Wir sollen sie mitnehmen. Wer will erraten, wie oft in diesen Briefen zu lesen steht:

„In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn."

Beim Zusammenbinden der Briefe lese ich auf einer mit Bleistift gekritzelten Postkarte das kurze Wort:

„Heute nachts haben wir die Festung Pultusk erstürmt und haben dadurch das erste Tor von Warschau aufgeschlossen. In Warschau schreibe ich wieder. Tausend Grüße an alle Lieben in der Heimat! Hoch Kaiser und Reich! Deutschland über alles!"

Während der Chauffeur das Auto ankurbelt, schwatze ich noch mit ein paar Feldgrauen. Einer, der beim „Stuttgarter Tageblatt" als Setzer diente, erfreute sich in der vergangenen Nacht eines Schutzengels mit den Kräften eines Berufsathleten; eine Kugel war dem wohlbehüteten deutschen Jungen mitten durch den Helm gegangen und hatte ihm die Kopfhaut nur ein bißchen wundgeschabt, wie es ein ungeschickter Balbierer mit einem schlechten Messer macht; und im Tornister hatte er sieben Geschosse stecken,

die beim Herankriechen an den feindlichen Graben dicht über seinem Kopf und Nacken einschlugen in das Kalbsfell und in den gerollten Mantel.

Ein anderer zeigt mir lachend ein feines Beutestück, das er einem russischen Offizier im Handgemenge abgenommen hat: ein kostbares Prismenglas. Es war in Deutschland fabriziert, trug den Aufdruck einer Pariser Firma, war von Frankreich an Rußland verkauft worden, ein Deutscher eroberte es auf polnischem Boden — „Und nu jeht es bald widder mit mich nach Deutschland heeme. Nu jo, 'n kleener Umweg is ooch 'n Weg. Wenn die juten Sachen nur schließlich an den Richtigen kommen!"

Und nun sausen wir unter der steigenden Sonne aus der eroberten, von feldgrauem Leben wimmelnden Stadt hinaus und jagen auf stillgewordener Straße gegen Rozan, wo noch immer die Geschütze dröhnen. Bei Schelkow finden wir schon die Notbrücke fertig — die deutschen Fänste bauen flink — und es kommen uns lange Pontonzüge entgegen. Alle rollen hinunter zum Narew, hinter dem die Rauchsäulen der Brände stehen, die Merkzeichen des russischen Rückzuges. Deutscher Sieg auf der ganzen, dreißig Kilometer langen Schlinge des Narew!

Auf der letzten Feldhöhe bei Szwidry, von der man hinuntersieht über das weite Ährental von Rozan, empfängt mich ein Bild, bei dessen Anblick ich in Freude aufschreien muß. Alle feindlichen Stellungen sind genommen, die sich sammelnden Schwarmlinien der Unseren rücken von allen Seiten im Schnellschritt gegen die Stadt hin, und auf jedem Fort der Russen flattert schon die deutsche Flagge. Nur um die brennende Stadt wird noch gekämpft. Die Russen wollen den Unseren den Einbau neuer Deckungen erschweren und wollen die Festungsmagazine in Brand schießen, die sie vor dem Rückzug nimmer zu leeren vermochten. Aus den Wäldern, die hinter den ausgebrannten Ruinen von Rozan und drüben über dem für uns noch unsichtbaren Tal des Narew liegen, werfen sie schwere Granaten herüber. Überall dröhnt es, überall knattert's, schwarze Rauchwolken steigen auf, hohe Flammen lodern, und der von Dunst durchwirbelte Himmel ist in der Sonne reich behangen mit den kleinen weißen Kugelwölkchen der feindlichen Schrapnellschüsse.

Das Auto darf nimmer weiter. Sein Dach ist kostbar. Ich renne mit meinen zwei Gläsern schräg über die Weizenfelder hin, vorüber an einem Fort, in dem sich die Unseren schon häus-

lich einrichten. Je näher ich der nordöstlichen Hügelkante komme, zur Rechten der qualmenden Stadt, um so ungemütlicher pfeift es aus dem Unsichtbaren über die kahlen Felder her. Nun finde ich einen russischen Laufgraben, folge ihm, so flink ich in meiner Erschöpfung noch zu krabbeln vermag, und gerate zu einer Schanze, die gleich einer feinen Theaterloge an der Höhenkante der steilen Böschung hängt. Sie ist besetzt von einer vorgeschobenen Patrouille, die aus sieben Schwaben besteht — nicht aus den sieben drolligen Gestalten des alten Märchens — sondern aus sieben festen, gesunden, tapferen schwäbischen Jungen von heute. Natürlich verhaftet mich der schneidige Unteroffizier sofort. Beim Studium meines Ausweises lacht er ein bißchen. „So so?" Ein freundliches Nicken. „Dees ischt awer nett, daß mer au emal 's Vergniege hawe!" Gleich erklärt er mir mit flinken, gescheiten Worten die Lage. Und hinter den Wall geduckt, auf einem schwäbischen Tornister hockend, beginne ich mit dem Glas zu suchen und zu schauen.

Wie Backofenhitze weht es aus der Tiefe herauf. Da drunten, dicht am Fuß des steilen Gehänges, fließt der breite Narew mit gleichmäßigem Rauschen. Vier hölzerne Brücken brennen, der dunkle Strom ist überwirbelt von

ihrem weißen Qualm, und überall stechen aus dem wehenden Rauch die gelben Spitzen der Flammen heraus. Fällt ein glühender Balken ins Wasser, so zischt es, wie wenn auf einem heißen Herd die kochende Suppe überläuft. Hinter den Schleiern des Brandes dehnt sich ein breites, kahles Weideland. Dort seh' ich einen verwundeten Russen liegen; er kann die Beine nimmer rühren, hält mit dem linken Arm den Oberkörper aufrecht, und immer winkt er mit der rechten Hand gegen die deutschen Stellungen. Niemand kann ihm helfen, kein Erbarmen vermag ihm zu nützen. Das Wasser ist tief, und alle Brücken brennen. Um den Deutschen zu zeigen, daß er verwundet ist, schält er den braunen Kittel und das weiße Hemd vom Leib herunter, bleibt ruhig mit nacktem Oberkörper in der brütenden Mittagssonne sitzen und preßt die Hände auf den roten Fleck an seiner rechten Hüfte. Warum helfen ihm die Seinen nicht? Sie hätten nur einen kurzen Weg bis zu ihm. Der grüne Busch und die Ährenfelder, die sich anschließen an das Weideland, sind durchwimmelt von braunen Schleichgestalten, die manchmal für ein paar Augenblicke auftauchen und unter dem Knattern der schwäbischen Gewehre wieder verschwinden.

Und weiter drüben, zwischen kleinen Dörfern, auf dritthalb Kilometer Entfernung vom Ufer des Narew, sieht man, entlang den ganzen Waldsaum, Hunderte von Russen an einer neuen Grabenstellung schanzen, sieht, wie sie die Pfähle schlagen und die Stacheldrähte flechten. Man fiebert bei diesem Anblick vor Erregung, möchte Riesenhände haben und da hinüber greifen, um das Eingraben der Russen und ihre Befestigungsarbeit zu hindern. Mit Maschinengewehren ließe sich jetzt was ausrichten und nirgends wären sie besser aufzustellen als hier in dieser feinen Kriegstheaterloge mit der weiten freien Aussicht.

Hurtig schreibt der Unteroffizier eine Meldung an seinen Hauptmann. Ich sage: „Darf ich die Meldung hinausbringen? Ihr Sieben mit euren sieben Gewehren seid nötig hier, ich als Waffenloser bin überflüssig, aber zwei Beine hab' ich, die noch springen können."

Mit der Meldung mache ich mich auf den Weg und renne. Meine müden Knochen wollen nimmer recht gehorchen, und die Mittagssonne bläst die richtige Hundstagshitze auf mich herunter.

Beim Fort, wo ich den Hauptmann finden sollte, find' ich ihn nicht; er ist mit seiner Kompagnie

schon weitermarschiert — es heißt: durch die Stadt hinunter, zum Brückenkopf.

Ich renne der qualmenden Stadt entgegen. Eine Stadt? Nein! Was vor fünf Tagen, am 19. Juli, noch eine hübsche, gut bevölkerte Stadt gewesen, ist heute nur noch ein namenloser Schutt- und Aschenhaufen, ein grauenvolles, ödes, von Rauch durchwirbeltes Ruinengewirre, dessen furchtbare Todesleere auch die Vernichtungsbilder von Dixmuiden, Turka und Przasnysz überbietet. Doch zum Schauen hab' ich keine Zeit, ich muß meine Meldung bestellen. Aber beim Brückenkopfe von Rozan, der über dem Flammenherd der brennenden Hauptbrücke verwandelt ist in ein schweißtreibendes, von Hitze waberndes Luftbad, finde ich die Schwaben nicht, sondern die Pommern. Wo ist der württembergische Hauptmann, zu dem meine sieben prächtigen Schwaben gehören? Er ist abmarschiert, niemand kann mir sagen, wohin. Zurück durch den Tod und Qualm der gestorbenen Stadt! Draußen auf den Feldern renne ich auf einen Major der preußischen Garde zu. Der wird raten und helfen können! Erst läßt er mich, weil ich von den Häusern herkomme, als mutmaßlichen Flüchtling der Zivilbevölkerung von Rozan verhaften; dann lacht er, ist sehr nett, sehr freundlich,

und übernimmt es, die Meldung, die ich brachte, durch einen Radfahrer an ihre Adresse bestellen zu lassen.

Ich habe den sehnsüchtigen Wunsch, ein bißchen im Schatten zu sitzen. Doch während der Major der Garde mit mir plaudert, kommt eine Einladung: ob ich nicht das von den Unseren besetzte Fort besichtigen möchte? Gerne tu' ich es nicht, das Sitzenbleiben wäre mir lieber, aber man darf doch eine so liebenswürdige Einladung nicht ablehnen. Flink die Stiefel herunter, die wundgelaufenen Fersen verbunden, wieder hinein in die heißen Lederschäfte und dann los!

An dem von den Unseren besetzten Festungswerk ist wenig zerstört. Ich sehe nur ein paar Trichter, die das brave Kusinchen der fleißigen Berta gegraben hat — die kurze Gärtnermühe war ausreichend, um die Russen zur Packung ihres Reisekoffers zu bereden. Nun sind die Feldgrauen schon bei der Arbeit, um in den Höfen und Kasematten sauber zu machen. Unterkunft für Mannschaft und Pferde wird bereitet. Und in einem engen Gewölbchen, das nur durch die geöffnete Tür ein bißchen Licht bekommt, finde ich Exzellenz mit seinem Stabe bei der Arbeit. Die Herren sitzen auf einem hölzernen Bänkelchen und haben die Generalstabskarten

auf den Knien. Die Telephone zwitschern, und Meldungen kommen, Befehle fliegen fort.

Was diese Befehle erzielten, gewahre ich gleich, da ich aus dem Fort und seiner Schattenkühle hinaustrete in die Sonne.

Die feindlichen Schrapnellpuffer sind vom Himmel verschwunden, in Nichts zerflossen. Felder und Straße sind leer. Die Garde, die Pommern und Schwaben sind abmarschiert, dem Feind entgegen. Östlich der qualmenden Stadtruine tacken die Maschinengewehre, und die deutschen Haubitzen, die neben dem brennenden Festungsmagazin bei der Hügelkante aufgefahren sind, lassen schon ihre Donnerstimmen über den Narew und über das Brückenfeuer energisch hinüberreden zum Waldsaum, vor dem die Russen sich einzuwühlen und festzuklammern versuchten. Unter diesem Granatenhagel ist für den Feind kein Bleiben mehr. Er muß zurück in die Wälder.

Rozan ist unser! Ein zweites „Tor von Warschau" ist aufgesprengt durch die Hammerschläge der deutschen Kraft. In rund zehn Tagen hat General von Gallwitz mit seinen Tapferen die russische Front in einer Breite von siebzig Kilometer um die gleiche Strecke über Grudusk und Makow zurückgewirbelt bis hinter den Narew und etwa fünftausend Quadratkilometer

russischen Bodens erobert! — In der Freude, die mir diese deutsche Siegesrechnung bereitet, fällt mir das Wort eines verwundeten Russen ein, der auf die Frage, wie er über die Wirkung unserer Geschütze dächte, in drolligem Deutsch die Antwort gab: „Dooh, gemein! Die Kanoni! Diiiie Kanoni! Mag ich nimmi! Russi geht nach Haus. Kein Menschi das kann aushalt! Russi geht nach Haus, ganz Russi geht nach Haus!"

9.

3. August 1915

In englischen Zeitungen stand zu lesen: Die deutsche Offensive in Polen ist zum Stehen gekommen! Ein Körnchen Wahrheit ist daran. Es hat sich nur der englische Berichterstatter im Ausdruck vergriffen. Unsere Offensive in Russisch-Polen kam nicht „zum Stehen", aber doch ein bißchen zum Sitzen; denn am 24. Juli, als Pultusk und Rozan von unseren Feldgrauen genommen waren, vergönnte man den Tapferen eine halbstündige Rast, bevor es wieder vorwärts ging. Wie weit wir inzwischen gekommen sind, das hab' ich gestern gesehen. Ich mußte hinter Pultusk etwa zwanzig Kilometer fahren, um unsere Linien wieder einzuholen, und will nun erzählen, wie der „Stillstand" aussieht, den ich beobachtete.

Eine liebenswürdige und fruchtbare Landschaft wellt sich gegen Warschau hin. Manchmal ein niedergebranntes Dorf, dann wieder ein unversehrtes, in dem die Einwohner geblieben sind. Wundervolle Wälder durchschneiden in langen Zügen das Ährenland, große Rinderherden weiden, unsere Soldaten sind fleißig bei der Feldarbeit, und die kleinen, gleichmäßigen

Kugelbäume der Alleen stehen wie zierliches Spielzeug überall in der Ferne.

Neben der Straße gewahr' ich ein mit rührender Pietät geziertes Friedhöfchen unserer Helden. Ein aus weißen Birkenästen geschränkter Zaun umschließt das geheiligte Flecklein Erde, die Kreuze sind sorgfältig gezimmert und mit hübschen Inschriften versehen, und drei sächsische Sanitätsleute sind liebevoll damit beschäftigt, die fünf Doppelgräber mit weißen Steinrabatten einzufassen und mit blühenden Blumenstöcken zu bepflanzen.

„Keine Trauer, ihr lieben Brüder!
Vorwärts, über mein Grab hinüber!"

In einem Kiefernwäldchen hat sich eine Kolonie von Obdachlosen aus Nasielsk und den umliegenden Dörfern eingemietet. Auch hier noch Rassenunterschied! Die Strohhütten der Polen stehen getrennt von den Reisigschlupfen der Juden. Männer, Frauen, Mädchen, sehr viele Kinder, abgerackerte Pferdchen, ein paar Kühe, gackernde Hennen, schnatternde Gänse und Enten, Schweine bei den Polen, Ziegen bei den Juden, Wagen und Karren, Geschirr und Gerümpel, rauchende Feuerstätten, Schlaf und Arbeit, Kleidungsstücke und Bettzeug, zerrissene

Wäsche und seidene Strümpfe, schillernde Kaftane und Spitzenhemden — alles ist farbig und kunterbunt durcheinander gewirrt zu einem ebenso fesselnden wie erschütternden Bilde der Kriegsnot. Aber viel Trauer ist nicht zu sehen: manchmal der Ausdruck stumpfer Müdigkeit in einem alten Gesicht, doch gleich daneben ein heiteres Mädchenlachen und freundliches Kinderspiel. Ein schöner Wald hat streichelnde Hände, und das Vergessen ist immer eine flinkere Sache als das Erleben.

Gastliche Nachmittagsstunden bei den Stabsoffizieren einer sächsischen Brigade. Die nette Gemütlichkeit muß nur mit einigen Unzen Blut bezahlt werden. Eine schreckliche Erfindung der Natur: diese polnischen Flöhe! Sie sind am hellen Tage so emsig wie in den Nächten. Nach zwei Stunden sah ich aus wie ein Masernkranker. Zu meinem Troste zeigte mir der Kommandeur der Brigade seine rotgetüpfelten Lazarusarme. Solche Pein ertragen und lachen dazu und ruhelose militärische Arbeit leisten bei Tag und Nacht — so sind die Unseren, ob hoher Offizier oder gemeiner Mann!

Mit linder Sonnenstimmung beginnt ein feiner Abend zu leuchten. Die Rauchsäule eines großen Brandes, der in der Richtung gegen War-

schau lodert, steht wie eine phantastische Grau-gestalt hinter dem südlichen Horizont. Auf den Feldern steigen die Lerchen in den Goldschein der Sonne, von überall hört man ihre trillernde Sommerfreude. Ferne donnern die deutschen Granaten, die als Dokumente unseres „Still-standes" auf Georgiewsk heruntersausen, auf die an der Weichsel liegende Zwillingsfestung von Warschau. Und hoch in den Lüften, zwischen Glanz und Helle, schnurrt die Maschine eines deutschen Fliegers.

Über den Ährenfeldern ist in der Sonnen-wärme ein welliges Zittern. Zwischen grünen Bäumen lugt die weiße Kirche von Blendostowo heraus. Ihre Fenster sind zersplittert vom Luft-druck der Granaten, die Mauer ist durchsiebt von Schrapnellschüssen. Ich höre schönes, rau-schendes Orgelspiel. Ein altes deutsches Lied, kunstvoll und mit Innigkeit gespielt! Ein Schul-meister aus Dresden erweist da seine Barbaren-natur! Und sieben oder acht von seinen sächsi-schen Kameraden sitzen lauschend zwischen dem Splitterschutt des Kirchenschiffes. Durch ein großes Granatenloch funkelt die goldene Abend-helle an die graue, klingende Dämmerung herein. Und ferner Kanonendonner mischt in das Orgel-spiel den tiefsten von allen Bässen.

Die noch erhaltene Hälfte des Dorfes ist nur von Feldgrauen bewohnt. Hinter den Häusern und Gärten sieht man die Schützengräben der Reserven. Die andere Hälfte des Dorfes ist eine tote Gasse von Brandstätten. In langer Zeile sind alle Obstbäume verkohlt oder braungedörrt. An den schwarzen Zweigen hängen in großer Menge die zusammengeschrumpften Äpfel und Birnen. Kosakenindustrie und Abzugsarbeit der Russen vom 26. Juli! Wer spricht davon in der Welt? Jeder Greuel unserer Feinde wird als belanglose Selbstverständlichkeit hingenommen. Klaglos trauern die von fliegender Asche umwehten Brandstätten, und neben ihnen singt und rauscht das schöne Orgelgebet eines deutschen Soldaten.

Durch den Obstgarten eines Gutes, das dem russischen Vernichtungswahnsinn entronnen, steige ich zu einem Hügel empor, der mir weiten Ausblick über das Gefechtsgelände des Abends verspricht.

Zwischen den Scheunen stehen die berittenen Stabsmannschaften, Husaren, deren schwarze Lanzenfähnchen den weißen Totenkopf tragen. Unter einem Apfelbaum kritzelt ein Feldgrauer ein Briefchen an die Seinen. Hinter dem Garten seh' ich hundert Erdlöcher und

niedere Strohhüttchen, mit den Reserven, die den Befehl zum Angriff erwarten. Im Gold des Abends stimmt das Grau der Uniformen mit den leuchtenden Strohtönen warm zusammen. Gesunde braune Gesichter, gemütliches Schwatzen, heiteres Lachen, kein Gedanke an den Tod, nur Glaube an den Erfolg. Ich steige zum Hügel hinauf. Links das Pfarrhaus. Es ist die Befehlsstelle des Brigadestabes. Die Offiziere sind versammelt, die Arbeit hat schon begonnen, immer hör' ich das Tütüh der Telephone und die meldenden Stimmen. Rechts eine kleine Kirche. Und von hier ein weiter Ausblick. Vor mir ein Schützengraben, zwei andere liegen weiter draußen im Feldgelände, das sich hinuntersenkt in ein mit Gärten und Häuschen dichtbesetztes Bachtal. Drüben auf der Hügelkante und vor einem Waldsaum gewahre ich die zwei festen russischen Stellungen.

Sieben Uhr abends. Hinter uns ein kurzer Hall. Dann fährt ein Ton durch die Luft, ähnlich dem Klingen eines Stahlseiles. Die Granate schlägt mitten in die vorgeschobene Stellung des Feindes. Schuß um Schuß, jeder ein Treffer. Kaum hat die Beschießung begonnen, da flammt aus dem Bachtal, in das kein deutscher Schuß gefallen ist, das große Flugfeuer eines brennen-

den Hauses empor. Schwefelstrategie des Feindes! Die Flamme wächst mit rasender Schnelligkeit und wirft ihre zündenden Funken auf andere Dächer.

Entlang dem feindlichen Graben schlägt Granate um Granate ein; und herüben, auf unserer Seite, blitzen überall die Bajonette aus den Ähren heraus. Die kriegerische Arbeit, die da geleistet wird, bekommt durch ihre exakte Gleichmäßigkeit etwas Ruhiges, fast etwas Friedliches. Inmitten dieses dröhnenden Abendfriedens fängt irgendwo eine große Herde von Gänsen heftig zu schnattern an. Aus einem nahen Schützengraben hör' ich ein vielstimmiges Lachen — die braven Feldgrauen denken wohl bei dem intensiven Gansgeschnatter an die duftende Bratpfanne? Ich sehe über dem Ackerboden Hunderte von verhüllten Helmspitzen, sehe Köpfe, die sich hin und her bewegen, sehe sonnbestrahlte Gesichter und Gewehrläufe, die auf und nieder tauchen. Immer lebhafter wird das Sausen der Lüfte, und dunkel zeichnet sich ein hohes Kreuz in den leuchtenden Abendhimmel — es ist ein großes Väterchen von winzigen Kindern, ihm zu Füßen huscheln sich viele kleine Kreuze um seinen Stamm herum — der Friedhof von Blendostowo.

Sieben Uhr zwanzig Minuten. Die Sonne ist drunten und zeichnet lange Blutbänder in die westlichen Wolkenzüge. Die Nachbarbrigade fängt zu feuern an, und immer weiter dehnt sich das sausende Kraftkonzert am Horizont entlang. Immer wieder und wieder das Geschnatter und Gekreisch der vielen Gänse — die fetten Tierchen scheinen ein bißchen in Sorge zu geraten. In der beginnenden Dämmerung sieht man schon die Schrapnellblitze, und mit grellem Glanze fahren die Flammensträuße der Granaten auf. Da klingen helle Rufe über die langen Reihen unserer Gräben hin. In raschen Linien gehen die Sachsen vor — es ist anzusehen wie ein flinkes Manöverspiel, das sich noch erledigen möchte, bevor es dunkelt. Weithin zur Linken und Rechten wird es lebendig, überall tauchen die langen, dunkelgrauen Perlenschnüre unserer Braven aus dem Boden hervor und gleiten über das Feld hin, verschwinden in den Ähren, tauchen wieder auf, wo das Getreide schon geschnitten ist, decken sich hinter den Garbenmännchen, springen in breiten Schwärmen vor und verschwinden in einer Bodensenke, die vor dem russischen Graben liegt.

Nun donnern die feindlichen Schüsse, und die russischen Granatengarben wachsen vor und

hinter unseren Schwarmlinien aus der Erde heraus.

Ein klingendes Kommando: „Zweiter Halbzug, marsch!" Eine dritte und vierte Linie belebt sich und schreitet vor. In die von den Schwarmreihen verlassenen Gräben quellen neue Reserven von rechts herein, und in der Ferne, weit drüben zur Linken, sind alle Felder überwimmelt von den langen Reihen der vorwärtsgleitenden Punkte. Zwischen ihnen flattert ruhelos eine große Schar von Kibitzen auf den Feldern umher.

Die fünfte Schwarmreihe steigt aus den Gräben; bei ihr ist ein junger polnischer Hund, der inmitten der Schützenlinie gemütlich durch das Kartoffelfeld bockelt. Nun geht die sechste Reihe vor, hastig schreitend. Immer zarter und linder schleiert sich die Dämmerung um das Feld, während die mächtige Rauchfahne des von den Russen in Brand gesteckten Dorfes hoch in den Lüften noch rosig beleuchtet ist vom letzten Sonnenblick.

Der Feind beginnt sein Schrapnellfeuer immer dichter mit schweren Granaten zu mischen. Er schießt zu hoch und zu weit, und hurtig gleiten die Unseren unter seinem Feuer durch. Nicht immer kommen sie hinter den Rauchbäumen

wieder lückenlos hervor. Da sich eine von diesen Qualmschwaden verzieht, seh' ich zwei Feldgraue unbeweglich liegen, drei sitzen auf dem Acker und stemmen die Arme nach rückwärts.

Die sechste Schwarmreihe ist draußen, und schon wieder ist der ganze Graben Schulter an Schulter besetzt von den Unseren. Alles spinnt sich in Dämmerung ein. Nur die letzte Linie der Feldgrauen ist in dem wogenden Dunst, der über die Äcker flutet, noch zu erkennen. Alles, was ferner liegt, ist schon umschleiert von den Schatten des Abends. Nur dieses Donnerdröhnen und das grelle Aufblitzen der platzenden Geschosse.

Ist die Zahl der Unseren noch nicht zu Ende? Immer neue Reihen drängen in die Gräben herein und schreiten ruhig in das sinkende Dunkel hinaus, dem Feind entgegen. Drüben, vor den Stellungen der Russen, flackert ein neuer großer Brand empor und streut einen rubinfarbenen Schimmer weit hinaus in die Dämmerung — der Gegner zündet die Dörfer an, um das Feld zu beleuchten und den anrückenden Sachsen die Deckung zu nehmen.

Die siebente, die achte und die neunte Reihe der Unseren ist hinausgeschritten. Am Nachmittag hörte ich den Kommandierenden sagen:

„Ich habe leider nur wenig Leute!" Wie muß das aussehen, wenn er viele hat!

Die ganze Häuserzeile eines großen und langen Dorfes beginnt zu brennen. Ein märchenhaftes Flammenspiel voll Schönheit und Schauder! Sein glühender Funkenflug geht hoch in die dunkelnde Nacht empor, und die grell beleuchteten Bäume erscheinen dabei so weiß wie Silber. Die Kaminschächte der niedergebrannten Holzhäuser stehen wie eine pompejanische Architektur im Flammenschein, und jeder von diesen Kaminen atmet in dicken Stößen einen schwarzen Rauch in das rote Feuerspiel.

Aus unseren Gräben steigt die zehnte Schwarmreihe hervor. Ihre Soldatengestalten heben sich schwarz von der Feuerhelle des brennenden Dorfes ab. Ruhig schwatzend schreiten die deutschen Männer dem Kampf entgegen. Schon nach wenigen Schritten sind sie im Schattendunkel einer Feldsenkung verschwunden. Und nun ist nichts mehr zu sehen, nichts mehr zu erkennen. Alles einzelne verschwindet im Wechsel von tiefer Finsternis und blendendem Feuerschein. Die drei großen Flammen der Dorfbrände beherrschen das Bild der sinkenden Nacht.

Es ist acht Uhr vierzig Minuten. Immer neue, neue und neue Linien der Unseren schreiten vor.

Das ist wie ein deutsches Kraftmärchen, das unglaublich scheint, obwohl man's mit eigenen Augen sieht. Und hinter mir der stille Dämmerfriede, der seinen Mantel um die kleine Kirche wickelt. Die ersten Sterne funkeln, und ich muß das Notizbuch schließen, weil ich zum Schreiben nimmer sehe.

Nur ein Einziges bleibt noch immer deutlich: das große Schimmerbild des dreifachen Brandes, der wirbelnde Funkenflug, die lange Flammenhecke und das schwarze Rauchgewoge, das den ganzen Himmel zu überziehen beginnt. Vom Widerschein der Flammen leuchten alle Fenster der kleinen Kirche in die sinkende Nacht hinaus wie große Rubine.

Immer neue Schützenreihen der Unseren schreiten dem Feind entgegen — man sieht sie nimmer, hört nur ihre ruhigen Stimmen aus der Dunkelheit heraus.

Schon seit einer Weile sind die feindlichen Geschütze stumm geworden. Nun schweigen auch die unseren. In der schwarzen Ferne ein knirschendes Geräusch, das sich anhört, als würden dicke Bäume langsam entzweigebrochen. Dann tiefe Stille. Sie ist das Atemholen unseres aufblühenden Sieges. Langsam wandre ich über das finstere Feld zurück. Die Kirche von Blen-

dostowo steht grau und still in der Dunkelheit. Niemand spielt die Orgel. Dennoch hör' ich das schöne Rauschen eines deutschen Liedes. Aus den Häusern, die noch erhalten blieben, klingt das Schwatzen gemütlicher Sachsenstimmen, und freundliche Lichter flimmern hinter den kleinen, mit Papier verklebten Fensterscheiben. Aus der Richtung, in der die großen Brände flammen, tönt ein hundertstimmiger Gesang über die schwarzen Felder her. Die Worte kann ich nicht unterscheiden, nur die Melodie. Da draußen im fernen Dunkel, das matt überzittert ist vom Widerschein der in Glut versinkenden Dörfer, singen die Unseren das „Gloria Viktoria!" Ich schaue mit meinem Fernglas durch die Nacht hinüber, sehe aber nur den Glanz des schwelenden Feuers — und sehe, daß zwei große Vögel ruhelos vor diesem Schimmer hin und her schweben. Erst meine ich, daß es Eulen sind. Dann erkenne ich zwei Störche, denen die Russen das Nest verbrannten.

10.

4. August 1915

Gestern, spät am Abend, haben die Württemberger bei Ostrolenka den Übergang über den Narew erzwungen und die Stadt genommen. Nach Pultusk und Rozan ist hier die dritte Festungssäule der russischen Stellung vor dem deutschen „Stillstand" zusammengebrochen. Die Geschichte des Falles von Ostrolenka ist umflochten von einem Lorbeerzweig, den sich die Schwaben verdienten. Zwei Bataillone der Württemberger, die vor fünf Tagen bei Nacht mit Pack und Waffen über den Narew schwammen, hielten unter schweren Verlusten auf verloren scheinendem Posten beharrlich und todesmutig aus, bis sie Verstärkung erhielten und den Erfolg erzwingen konnten.

Nach dröhnender Nacht ist ein stiller, sonniger Morgen gekommen, und ich finde vor Ostrolenka ein wundervolles, von Glanz und Farben schimmerndes Bild. Am Ufer des Narew sammeln sich die nachrückenden Batterien, die Kraftwagen, die Munitionskolonnen und Proviantzüge zu einem fast unübersehbaren Gewimmel von Menschen, Pferden und Wagen. Auf einem schmalen Notsteg turnt die Infanterie im Gänsemarsch

über die schwankenden, tief ins Wasser tauchenden Bretter — ich höre Gelächter, munteres Geschrei und lustige Schwabenwitze — lange Reihen von Husaren und Ulanen mit bewimpelten Lanzen durchreiten im Sattel den breiten Strom, die schnaubenden Pferde tänzeln und schwimmen, bäumen sich schäumend auf, versinken und steigen wieder; in der Sonne funkelt und blitzt das aufspritzende Wasser, und alle prachtvolle Bewegung dieses Bildes hat als Hintergrund das Ruinengewirre der zerstörten Stadt mit den qualmenden Resten der von den Russen niedergebrannten Häuser.

Die Brücke ist fertig, eine lange Kette von Geschützen rasselt über das knatternde Balkenwerk, und eine halbe Stunde später dröhnen schon wieder ihre Donnerstimmen, drei oder vier Kilometer hinter dem Qualmgewoge von Ostrolenka. Deutscher „Stillstand"! Noch machtvoller braust das Spiel der eisernen Orgel, die östlich von Rozan, bei Schtschawin und Jurgi, ihre brüllenden Bässe beschleunigt. Dort soll in den ersten Nachmittagsstunden der Sturm gegen die Bahnlinie von Goworowo einsetzen und den Weg nach Ostrow erschließen.

Wir jagen auf der von Staubwirbeln umwehten Straße nach Rozan zurück, dessen Trümmer=

gassen wir um zwei Uhr nachmittags erfüllt finden mit feldgrauem Leben. Über den Narew geht's und dann vorüber an den russischen Grabenstellungen, die am Abend des 24. Juli von den Unseren durchbrochen wurden. Eine sechs Kilometer lange Waldstraße. Überall ist der Wald lebendig. Kolonnenplätze, Stationen des Roten Kreuzes, harrende Reserven und feuernde Batterien. Ich erreiche den Waldsaum, aus dessen Deckungen die Stichflammen der Geschütze herauszucken. Ein Ineinanderdröhnen, daß die Ohren singen. In der Ferne die Rauchsäulen und die wachsenden Dorfbrände. Und außerhalb des Waldsaumes sind die nahen Ährenfelder schon durchschnürt von den tausend schwarzen Punkten unserer vorwärtsdrängenden Schwarmlinien, die den Sturm gegen die Bahnstrecke zwischen Goworowo und Josefowo begonnen haben. Das Rasseln der Gewehrsalven verschnellert sich. Überall in den Lüften puffen die Schrapnellwolken auf, und hinter der Qualmhecke der Granateneinschläge schwimmt ein russischer Fesselballon hoch droben in der Sonne.

Ich folge der Straße, und da kommt schon der erste Trupp von russischen Gefangenen. Sie sind erschöpft, ihre Gesichter von Schweiß überronnen. Bei einem Ziehbrunnen trinken sie.

Wäre nicht der Ulan mit der Lanze dabei, so könnte man beim Anblick der braunen Gestalten, die den Brunnen umdrängen, an eine biblische Szene denken. Hundert Schritte daneben beerdigen zwei Russen einen gefallenen Kameraden, den eine russische Kugel auf dem Weg in die deutsche Gefangenschaft niederwarf.

Weiter zur Linken seh' ich einen neuen Zug von Gefangenen kommen. An die dreihundert sind es. Kein deutscher Soldat ist bei ihnen. Sich immer duckend kommen sie durch das hohe, gelbe Getreide hergesprungen und laufen ungeführt den deutschen Batteriestellungen entgegen. Und so hurtig springen sie, daß ich sie nimmer einzuholen vermag. Hinter dem Rauchgewirbel und Flammengeprassel eines brennenden Dorfes verschwinden sie. Zwischen seinen glühenden Balkenhaufen fange ich selber zu rennen an; die Hitze, die mir entgegenstrahlt, ist kaum zu ertragen. Nun bin ich wieder auf freiem Feld, und die erste Freude, die ich da erlebe, ist die Wahrnehmung, daß der russische Fesselballon sehr schnell heruntergeht und hinter einem fernen Waldriegel verschwindet. Das erste Zeichen unseres werdenden Sieges!

Das feindliche Geschützfeuer beginnt sich abzuschwächen. Mir zur Rechten, gegen den Bahn-

hof von Josefowo hin, wird auch schon das Knattern der Gewehrsalven dünner, und während vor und hinter mir die Schwarmreihen der Reserven aus ihren Deckungen heraustauchen, seh' ich neben der qualmenden Bahnhofruine dicke Scharen von Russen davonhetzen und Rettung in den Wäldern suchen, sehe die langen Linien der Unseren unter jubelndem Hurra hinfluten gegen den hohen Bahndamm und sehe über der von unseren Granaten zerrissenen Schartenzeile der feindlichen Stellung die ersten Figürchen der Feldgrauen auftauchen, die sich schön und zierlich abheben vom sonnigen Himmel. Wo sie stehen, steigt eine weißgrüne Leuchtkugel mit hellem Glanz in die Luft empor. Und rote Fähnchen winken den deutschen Geschützen die Nachricht zu: „Hier sind wir!" Innerhalb weniger Sekunden rücken die Explosionsschläge unserer Granaten um einige hundert Meter über den Bahndamm hinaus, den Weg der fliehenden Russen sperrend.

Zur Rechten ist das Gewehrgeknatter schon völlig verstummt. Doch zur Linken, gegen Goworowo hin, rasseln die Salven noch immer wild ineinander, und die Maschinengewehre tacken mit rasender Hast. Diesem Hall entgegenstrebend, komme ich durch einen Obstgarten, und da ich aus dem Schatten der Bäume wieder heraus-

trete, gewahre ich über der ganzen Goldbreite der Ährenfelder ein Bild, das mich lachen macht und mich doch erschüttert. Wie ein breiter Treibriemen endlos über eine Transmissionsscheibe läuft, so quillt über den zerfetzten Bahndamm ununterbrochen ein dichter Strom von waffenlosen Russen herüber, die sich gefangen geben wollen. Vier-, fünfhundert müssen es sein, achthundert, tausend, zweitausend, noch mehr! Man kann nimmer zählen, nimmer schätzen. Die Unseren, die den Bahndamm noch nicht erreicht haben, geben sich mit dieser Kleinigkeit nicht ab. Immer vorwärtsschreitend, zeigen sie den Russen nur durch rasche Armbewegungen die Richtung an, in der die Sehnsucht nach deutscher Gefangenschaft sich stillen läßt. Und nun geht es hin und her, Freund und Feind, in raschem Wirbel aneinander vorüber, Reihe und Gegenreihe wie bei einer grandiosen Quadrille ohne Damen, die Unseren vorwärts, die Russen nach rückwärts. Und die Feldgrauen schreiten ruhig, während die braune Karawane hastet und hetzt, jede Deckung ausnutzt und dem Schrapnellregen ihrer eigenen Geschütze so flink wie möglich zu entrinnen sucht.

Nach dem heiteren Bilde der tiefe Ernst: da liegt der erste von unseren Braven! Die Hände

eines Freundes haben ihm das Gesicht mit dem Mantel zugedeckt. Nicht weit davon sitzt ein Zweiter in den Ähren, mit einem Halsschuß, schon verbunden. Seine Sinne scheinen zu taumeln, er ist einer Ohnmacht nahe; doch beim Anblick des Offiziers, der mich begleitet, rafft er sich auf und salutiert; dann neigt er das blasse Gesicht nach vorne und läßt die Augen wieder zusinken. So sind sie alle, die Unseren! Keiner klagt, jeder Wundgewordene sitzt oder kauert ruhig auf seinem Flecklein Erde und wartet geduldig, bis die Hilfe kommt. Die verwundeten Russen stöhnen, wimmern und betteln um einen „Sanitati". Wenn ich ihnen andeute, daß die Hilfe kommen wird, und ihnen rate, sich ruhig zu halten, dann tun sie es wohl und nicken dankbar; aber lange halten sie es so nicht aus; schon nach wenigen Minuten fangen sie wieder zu humpeln und zu kriechen an, um der Hilfe näher zu kommen. Auch können sie das nicht begreifen, daß die deutschen Sanitätsleute zuerst den Unseren helfen müssen. —

Drüben zur Linken rasseln die Salven immer nervöser ineinander. Das ganze Feld ist überzischt von Geschossen. Im Obstgarten eines Gutshofes, den ich in der Nähe des Bahndammes erreiche, ist der ganze Boden bedeckt

mit grünen Äpfeln und Birnen, die der eiserne Hagel von den Ästen herunterschlug. Aber die Singvögel zwitschern, die Blumen duften, und die Sonne schüttet ihren Goldglanz über alle Verwüstung. Das hübsche Haus ist grauenvoll zugerichtet; jede Stube ist ein Wust des Entsetzens, jede Mauer und das ganze Dach ein Sieb. Auf der Firstkante sitzen zwei Tauben und gucken verwundert umher; plötzlich flattert die eine erschrocken auf; eine Kugel hatte die Schindel entzweigesplittert, auf der das Täubchen seine Siesta hielt.

Da klingt von der Stelle, wo es so ruhelos knattert, das brausende Hurra vieler Stimmen. Ich springe um das zerstörte Haus herum, eine Pfauenhenne rennt kreischend vor mir davon, und bevor ich, durch die hohen Ähren watend, den nahen Bahndamm erreichen kann, ist der Sieg der Unseren schon eine schön entfaltete Blüte der deutschen Kraft. Eine Leuchtkugel um die andere geht strahlend in die Höhe, die Fähnchen winken, das Sausen der deutschen Granaten fährt weiter gegen die östlichen Wälder hin, neue Züge von Gefangenen kommen über den Wall der Bahnstrecke heruntergestiegen, und droben auf dem Kamm des langen Dammes sammeln sich die Unseren — die Sieger!

Die Todesbilder, die ich zwischen den Trümmern der russischen Stellung sehe, mag ich nicht schildern. Sie sind grauenvoll. Wer diese furchtbare Wirkung der deutschen Geschütze an Steinen und Balken und Menschenleibern mit eigenen Augen sieht, beginnt zu begreifen, warum die Russen mit so heftiger Schnelligkeit der Richtung zustreben, in der sie lebendig gefangen werden. Um mit ruhigem Mute leiden und sterben zu können, muß man wissen, wofür man kämpft. Die Russen wissen es nicht. Immer wieder, wenn ich mit Gefangenen spreche, hör' ich das gleiche Wort: „Einer hat den schrecklichen Krieg gemacht, um seinetwillen müssen wir bluten." Sie meinen den Großfürsten Nikolajewitsch. Und so oft ich dieses Wort von ihnen höre, fällt mir der prächtige Spruch ein, den ich zwischen Przemysl und Lemberg auf dem Grabkreuz eines bayerischen Landwehrmanns gelesen habe:

„Der Tod ist eine harte Nuß
Für jeden, der sie knacken muß;
Doch ist der Heimat Glück ihr Kern,
Da beißt man fest und tut es gern!"

Es ist fünf Uhr fünfzehn Minuten. Die niedergehende Sonne hat goldenen Schein. In ihrem schönen Glanze ist der lange Bahndamm dicht

besetzt mit den rastenden Gruppen der Unseren. Deutscher „Stillstand"! Er dauert nicht lange. Schon schwärmen die breiten Linien aus, um dem zurückweichenden Feinde nachzudrängen in der Richtung gegen Ostrow. Unsere Batterien rasseln über die erkämpfte Straße her, postieren sich in der Deckung des Bahndammes und beginnen zu feuern, während die Sanitätsleute und die Bahrenträger suchend durch das hohe Getreide schreiten.

Zwei deutsche Flieger segeln im leuchtenden Himmelsglanz, und die Rauchwolken der brennenden Dörfer nehmen hoch in den Lüften eine wundersame Färbung an. Die Not von tausend obdachlos gewordenen Menschen schwimmt in der Abendsonne wie ein von Regenbogenbändern umwundener Märchentraum.

*

6. August 1915

Der Fall von Pultusk, von Rozan und Ostrolenka hat eine kostbare Siegesfrucht zum Reifwerden gebracht. Warschau muß fallen, ist für die Russen unhaltbar geworden, seit General v. Gallwitz den schützenden Wall des Feindes im Norden zerschlug und Mackensen und Erzherzog Joseph Ferdinand die Südfront der Russen zu Scherben hämmerten. Schon am Abend des 4. August fliegt in Makow die jubelnde Nach-

richt von Mund zu Mund: „Prinz Leopold von Bayern hat die westlichen Festungsköpfe von Warschau genommen und wird als Sieger einziehen in der alten, schönen Polenstadt mit den goldenen Türmen. Das wird morgen geschehen, vielleicht schon in dieser Nacht!"

Am 5. August eine in Ungeduld und Erregung hetzende Fahrt über Schelkow gegen Pultusk und Nasielsk. Die Regengüsse eines schweren Gewitters haben die löcherige Straße aufgeweicht und über lange Strecken in Schlammbäche verwandelt. Die Nacht beginnt zu sinken, bevor wir Nasielsk erreichen. Weiter, weiter! Aber die bessere Straße über Gorne und Plonsk ist für die Autofahrt verschlossen, liegt noch unter dem Geschützfeuer von Nowo-Georgiewsk. Wir müssen die schlechte Sandstraße über Nowemiasto wählen. Der Chauffeur jammert: „Da kommen wir nicht durch, wir bleiben stecken!" Aber wir müssen durch! Weiter, weiter! Die Nacht wird finster, und so oft der Wagen im Sande hängen bleibt und geschoben werden muß, donnern in der Dunkelheit von Warschau und Georgiewsk die Kanonenschläge zu uns her. Weiter, immer weiter, wenn auch manchmal so langsam wie ein müder Fußgänger! Einmal brauchen wir zwei Stunden zu einer Strecke von einem halben

an den Wagenzügen der Obdachlosen, die zu ihren Häusern heimkehren wollen, um Schutt und Asche zu finden. Kein Verzweiflungskampf des Polentums hat Polen so grauenvoll verwüstet wie die irrsinnige Kosakenstrategie, die vor dem Weg der Deutschen eine menschenleere Wüste zu erschaffen versucht.

Eine lange, prachtvolle Pappelallee. Und dann hebt sich aus dem Dunst der Ferne etwas Schönes und Schimmerndes über die Baumkronen empor, ein sonnbestrahltes Gewirre von Dächern, überragt von einer Kirche mit vergoldeten Kuppeln.

Warschau!

Es ist acht Uhr morgens. Seit vierundzwanzig Stunden ist die Hauptstadt von Russisch-Polen in deutscher Gewalt.

Die Straßen sind erfüllt von einem ruhigen Menschengewühl. Man erzählt mir, daß die Deutschen, als sie in Warschau einzogen, mit Hochrufen und Blumen empfangen wurden. Aus diesen Blütengrüßen sprach die alte polnische Hoffnung. Ihre Erfüllung werden die Polen sich erst verdienen müssen. Große Zukunftsgeschenke fallen den Völkern nicht umsonst in die aufgehobenen Hände. Alle Ernte muß vorbereitet, erschaffen und erworben werden durch beharrlichen Willen und opferfreudige Kraft. So

erschufen die Deutschen ihren leuchtenden Sieg von heute.

Während ich in meiner Warschauer Hotelstube diese Worte niederschreibe, pocht es manchmal wie mit leichten Hammerschlägen gegen die Mauer, droben im Dachstuhl klirrt es gegen die Balken, und ein paar hundert Meter vor meinem Fenster puffen die Schüsse und tacken die Maschinengewehre des Feindes, der sich am östlichen Ufer der Weichsel und in der Vorstadt Praga noch zu halten sucht, um seinen Rückzug durch Nachhutgefechte zu decken. Seine Reise wird nach Osten weitergehen. Ob morgen oder übermorgen? Die Stunde ist belanglos.

Eben zerklirrt eine Fensterscheibe, und die fallenden Scherben klingen ein bißchen. Wäre die deutsche Front aus Glas gesponnen, statt aus Eisen geschmiedet, dann hätten unsere Feinde leichtere Arbeit und auch noch einige Aussicht auf Erfolg. Aber der deutsche Stahl hat Dauerkräfte. Sie sind die Schöpfer unseres Sieges.

11.

Warschau, 18. August 1915

Das Hindernis der Weichsel ist überwunden, und die deutschen Heere drängen nach Osten, gleich einer unaufhaltsamen Sturmflut. In der Nacht vom 7. auf den 8. August mußte der Feind die Warschauer Vorstadt Praga räumen und die Festung Nowo-Georgiewsk ihrem Schicksal überlassen. Südlich der drei von den Russen gesprengten Brücken, welche Warschau mit Praga verbinden, wurde von den deutschen Pionieren die Pontonbrücke über die fünfhundert Meter breite Weichsel geschlagen. Gegen die neunte Abendstunde war sie vollendet, und noch in der Nacht begann der Vormarsch der Armee des Prinzen Leopold von Bayern in der Richtung gegen Nowominsk und Stanislawow. Einen zweitägigen Aufenthalt des deutschen Vorwärtsdrängens hatten die Russen mit zerstörten Brückenwerten im Betrage von zwölf Millionen Mark bezahlt. Ein sehr kostspieliges Detail der „taktischen Umgruppierung". Der englische Finanzminister wird den Kopf dazu schütteln. Siege sind teuer. Niederlagen sollten billiger zustandekommen. In Warschau ging's für die Russen so schnell, daß die Kosaken in den letzten Stun-

den der nötigen Zeit entbehrten, um die Juwelierläden auszuräumen. Einzelne Versuche solcher Art wurden von polnischen Hausknechten mit Stöcken und Straßenbesen abgewehrt.

So kam es, daß Warschau unter dem russischen Abschied wenig zu leiden hatte und das unbeschädigte Gesicht einer schönen, von temperamentvollem Leben durchwimmelten, doch auch ein bißchen geschminkten Stadt bewahrte. Dichte Spaliere von Neugierigen hielten alle Bürgersteige besetzt, als der Sieger von Warschau, Prinz Leopold von Bayern, unter der strahlenden Sonne des 9. August in der polnischen Metropole einzog und auf dem Sachsenplatz, nahe der russischen Kirche mit den goldenen Kuppeln, die Parade abnahm. Wie im Krieg zu jeder Stunde die Gegensätze von Schauer und Schönheit, von Ernst und grotesker Komik durcheinanderschwimmen, so gab es auch im Verlaufe dieses festlichen Einzugs einige Momente voll schreiender Heiterkeit. Man bekam ein Straßenbild zu sehen, bei dessen Anblick man sich lebhaft jenes Karikaturenblattes erinnerte, das berühmt ist unter dem Titel „Der Löwe kommt!". Bei dem Ritt vom Wiener Bahnhof zum Sachsenplatz hatte der Fürstenzug eine enge Gassenbiegung zu passieren, vor welcher die lange

Autoreihe des Gefolges abbiegen mußte, um breiteren Weg zu suchen. Die knatternden Autos sausten um die Kirche mit den goldenen Kuppeln herum, wollten auf den Sachsenplatz einlenken und sahen sich plötzlich einem die Straße sperrenden, fast unüberblickbaren Menschengedränge gegenüber. Barmherzige Seelen dachten schon an die schwersten Unglücksfälle. Aber da bewährte sich ein altes russisches Rezept gegen störende Volksansammlungen. Waren die Russen auch schon aus Warschau verschwunden, so war doch ein Hauch ihres verflüchtigten Geistes noch zurückgeblieben, und seiner bedienten sich die polnischen Ordnungswächter mit der rot-weißen Binde am Arm. Die gewaltige Menschenmasse, welche die Straße verschloß, geriet wie durch Zaubermacht in plötzliche Wallung und verwandelte ihre kompakte Geschlossenheit flink in lockeres Auseinanderstreben. Erst sah das aus wie eine böse, ganz fürchterliche Sache, wie die schreiende, zeternde Angst von Hunderten, die sich durch unentrinnbare Todesgefahren bedroht wissen. Aber gleich mit dem ersten Schreckensgebrüll vermischte sich das lustige Aufschreien und das schallende Gelächter einer tausendstimmigen Heiterkeit. Über den Köpfen und Körpern, die sich mit affenartiger Schnelligkeit voneinander schieden

und die Straße freigaben, schimmerten und blitzten die Tropfengüsse und leuchteten in der Sonne die schönen Regenbogen von zwei dicken, sausenden Wasserstrahlen, die der polnische Ordnungsgeist aus großen, fürsorglich bereitgehaltenen Feuerspritzen über die kreischende Menge hinpumpte. Der Humor der Unbeschädigten ließ keine Mißlaune der Betroffenen aufkommen. Es lachte der Triefende mit dem Trockengebliebenen. Es lachte der magere Jude, der in seinem von Nässe klebenden Kaftan aussah wie ein Hungerkünstler in schwarzem Seidentrikot, es lachte die elegante Dame, der das lichte Sommerkostümchen transparent über alle Formen gebügelt war gleich einem Badekleid aus zartem Batist, und am herzlichsten lachten alle Kinder, ob getauft oder ungetauft. Und wir alle in den Autos lachten mit, bis wir lustige Tränen in den Augen hatten. In diesen plätschernden Sekunden bekam ich von den Polen einen überaus günstigen Eindruck. Eine Volksmenge, die auch in nassen Ober- und Unterhosen noch seelische Heiterkeit bewahrt, ist ferne jeder bedrohlichen Gemütsverfassung und ferne aller galligen Melancholie des politischen Hasses.

Unsere Feldgrauen werden in Warschau ruhige Tage haben.

Und dann der wundervolle Kontrast des ernsten militärischen Bildes auf dem Sachsenplatz: das einheitliche Feldgrau in der Sonne, das Gefunkel der Waffen und das Flatterspiel der Lanzenfähnchen! Eine schöne und ergreifende Szene war es, als Prinz Leopold einer Reihe von Mannschaften, die sich bei der Eroberung von Warschau durch besondere Tapferkeit hervorgetan hatten, das Eiserne Kreuz überreichte. Freundlich redete der siegreiche Heerführer mit jedem von diesen zwanzig braven Feldgrauen, und für mich war's eine feine Freude, zu beobachten, wie der Stolz dieser Stunde auf ihre Seelen wirkte. Der eine hielt die blassen Lippen fest übereinandergepreßt, brachte kein Wort heraus und schluckte immer. Der andere wurde im Gesicht so rot und heiß wie ein junges Mädel, wenn es den Geliebten sieht; der nächste hatte Tränen in den Augen und lachte immer; bei jedem äußerte sich die Freude in anderer Form, jedem zitterten die Hände, und keiner konnte das schwarz-weiße Band durch das Knopfloch seines Waffenrockes bringen — ein junger Offizier mußte ihnen helfen.

Nun klirrte der stramme Schrittschlag des deutschen Parademarsches über das Asphaltpflaster des Sachsenplatzes von Warschau. Die

Wirkung, die der Anblick dieses kraftvollen, militärischen Schauspiels auf die vielen Tausende von Zuschauern ausübte, war deutlich zu erkennen. Die Warschauer machten sehr große Augen. Und einen alten Juden hörte ich zu seiner Tochter sagen: „Nu waaß me, wos e Saldot is!"

Den Nachmittag verbrachte ich bei der Pontonbrücke am Weichselufer, saß viele Stunden da und war unersättlich im Beschauen des wundervollen Bildes, das der endlos über die Brücke rauschende deutsche Heerzug bot, für dessen treibende Bewegung die schöne türmereiche Stadt mit den blinkenden Goldkuppeln einen prächtigen Hintergrund in den sonnigen Himmel zeichnete. Am Abend kam noch eine Wanderung durch die menschenarm gewordene Vorstadt Praga, in der die Balkenreste der von den Russen niedergebrannten Magazine noch immer glühten und rauchten. Auf den heißen Aschenstätten waren arme Leute damit beschäftigt, Eisen, Messing und geschmolzenes Blei aus dem Schutt herauszuwühlen, um sich einen kleinen Verdienst zu schaffen und das Metall in Brot für ihren Hunger zu verwandeln. Ein phantastisches Zerstörungsbild war auf einem Güterbahnhof außerhalb der Vorstadt zu gewahren; hier hatten die

Russen viele Hunderte von beladenen Eisenbahnwagen mit Petroleum begossen und angezündet; alles Verbrennbare war Asche geworden; übrig geblieben war nur ein groteskes, unübersehbares Gewirre von Rädern und sinnlos verkrüppelten Eisenstangen; dazu ein Gestank, bei dem man von Brechreiz befallen wurde.

Noch zwei weitere Tage dauerte der Übergang der Armee über die Pontonbrücke. Der Abend des zweiten Tages bescherte mir den Besuch eines jungen polnischen Heißsporns, der von mir erfahren wollte, wie ich mir die Zukunft Polens ungefähr dächte. Als ich eingestand, daß ich mir den Kopf mit dieser Frage noch nicht zerbrochen hätte, wollte er mir seine Meinung beibringen. Sie war ungemein phantasievoll, nur ein bißchen unbescheiden. Für die Aufrichtung des neuen, heiligen, ungeteilten Königreichs Polen verlangte der junge Mann von Österreich-Ungarn die Abtretung Galiziens bis weit hinter Lemberg hinaus, von Deutschland reichliche Dreiviertel der Provinz Posen und die größere Hälfte von Ost- und Westpreußen mit mindestens drei guten Häfen an der Ostsee, dazu die Finanzierung des neuen Königreichs durch deutsches Geld, und selbstverständlich wäre es noch, daß Deutschland und Österreich-Ungarn die Unverletzlichkeit dieses

heiligen Polens gegen russische Übergriffe sichern müßten. Als ich in verzeihlicher Neugier fragte, durch welche Gegenleistungen die Polen sich das Recht einer solchen Forderung erworben hätten, richtete der junge Mann den glänzenden Blick nach oben, fuhr sich mit der hübschen schlanken Hand durch das schimmernde Schwarzhaar und prägte das stolze Wort: „Rechte erwirbt man nicht. Man hat sie.“ Daß ich mir erlaubte, hinzuzufügen: „Oder auch nicht?“ — das nahm er übel.

Ein junger, netter Phantast! Ich bin ihm nicht gram geworden. Er erinnerte mich an die eigene Jugend, in der wir Pläne schmiedeten, die mit Siebenmeilenstiefeln alle vor Jahrhunderten deutsch gewesenen Lande umwanderten. Welche Hoffnung wird sich nun erfüllen? Die polnische? Oder die unsere? Auf die letztere Vermutung setze ich das größere Zutrauen. In solchen Dingen entscheiden nicht die Träume, die man mit tatlosen Händen spinnt, immer nur die Rechte, die man durch Opfer an Gut und Blut, durch beharrlichen Glauben und sieghafte Arbeit erwarb.

Einen weiten Ackerboden solcher Arbeit unserer verbündeten Heere zeigte mir eine viertägige Reise, die mich westlich der Weichsel über Grojez,

Nowemiasto, Radom und Nowo-Alexandrija nach Lublin und Lubartow führte, und östlich der Weichsel über Iwangorod und Garwolin wieder zurück nach Warschau. Eine Fahrt über vierhundert Kilometer, um eine Fläche herum, die ein stattliches Herzogtum abgäbe! Und alles ist Land, das die Unseren innerhalb weniger Wochen eroberten! Viele Tausende von russischen Gefangenen, die ich überall an der Wiederherstellung der Straßen arbeiten sah, illustrierten die Fabel von der „taktischen Umgruppierung" des Gegners. Und jede neue Straßenstrecke wurde zu einer neuen Strophe des trauervollen Liedes von der Not und Armut, die der russische Strategengeist über das polnische Volk verhängte. Tief erschütternd wirkten auf mich die Bilder, die ich bei Nowo-Alexandrija an der Weichsel sah, inmitten des sonnigen Zauberspiels einer schönen Natur. Der breite, stille Strom, der aussah wie ein großer See, war überfunkelt von feinen Wellenlichtern, übergaukelt von schwebenden Möwen. Zwischen dem Trümmergewirre der beiden Brücken, die der fliehende Feind zerstört hatte, überspannte der deutsche Piersteg die mächtige Wasserfläche. Mit ruhelosem Vorwärtstrieb und dennoch in fester Ordnung rasselten die Proviantzüge der Feldgrauen, der Österreicher und Ungarn über

die dröhnenden Bohlen. Und drüben, am östlichen Weichselufer und zwischen dem grauenvollen Ruinenfriedhof des niedergesengten Städtchens, hatte sich das Karrengewühl der Obdachlosen angesammelt, die zu den Schutthaufen ihrer Häuser heimkehren wollten und in der glühenden Sonne auf die Stunde warteten, in der die Brücke frei würde für ihren Wanderzug. Not und Verzweiflung, Flüche und Tränen, stummes und stumpfes Leiden, Zorn und Trauer, doch manchmal auch noch ein bißchen Heiterkeit in den blassen und erschöpften Gesichtern. Dazu die Pferde, die Rinder, die Schafe und Ziegen, die Schweine und die Geflügelkörbe. Wer nur noch eine Gans hatte, trug sie unter dem Arm. Und auf dem Karren das bißchen Habe, das verwüstete Gerät, unter dem ich die zwei gleichen Dinge auf jedem Wagen entdecken konnte: eine Wiege und das Bild der schwarzen Mutter Gottes von Czenstochau. Das letztere fehlte nur auf den Karren der Juden; ihre langen Wagen waren mit schwarzen Kaftanträgern manchmal so vollgepfropft, daß sie aussahen wie Wandersynagogen. Und auf dem schmutzigen Bettzeug und auf Stroh, das hoch oben auf den Bauernkarren zwischen die Stühle und Truhen gepreßt war, lagen oder saßen die weinenden, die schlafenden oder spie-

lenden Kinder, die unbeweglich in ihre wollenen Tücher gewickelten Weiber und Mädchen, die Kranken, die Schwangeren und die Sterbenden. Und hinter diesen Wagenladungen des Elends, zwischen den Ruinen der von den Russen niedergebrannten Stadt, inmitten dieses Trauerbildes sinnloser Verwüstung, stand hübsch und unversehrt die russische Kirche, gerettet durch die abergläubische Angst vor einem strafenden Gotte! Kosakenreligion! Ob Gott in einer solchen Kirche noch wohnen mag?

Weiter und weiter! Auf dem ganzen Wege begleiteten mich diese Bilder der wandernden Verarmung, der niedergesengten Dörfer und der Obstbäume, die von der Feuerhitze welk und braun geworden. Ein Herbst der Menschlichkeit! Ich atmete auf, als ich wieder gesunde Kraft und blühendes Leben sah und vorüberkam an den Lagergruppen rastender Österreicher. Drei Regimenter! Ein flinker Wechsel von farbigen Kriegsgemälden. Das dauerte über eine Strecke von zehn Kilometer. Die Leute sahen prächtig und heiter aus, und jeder trug die graublaue Kappe geschmückt mit Eichenlaub. Etwas Siegfrohes schimmerte aus diesen grünen Blättern, die von den Mützen lustig herunternickten über die sonnverbrannten Gesichter. Und zwischen den

Marschkolonnen wanderten große Rinderherden. Unsere Braven werden reichlich zu essen haben, auch wenn der fliehende Feind die letzten Bauernställe niederbrennt und die letzte polnische Gans erwürgt.

Aus dem Gewoge des Straßenstaubes tauchte das Bild einer hübschen, über sanfte Hügel hingelagerten Stadt heraus: Lublin. In den alten, malerischen Gassen ein Gewimmel von Feldgrauen und Graublauen; rastende Truppen auf allen Plätzen, in allen Gärten. Und hinter Lublin war die über Lubartow nach Osten ziehende Straße erfüllt vom ununterbrochenen Vorwärtstrieb eines gewaltigen militärischen Wanderlebens. Deutsche und Österreicher ineinandergeflochten zu einer lückenlosen Kette. Und sah man von einer Hügelhöhe hinunter über die lange Talsenkung der Straße, so schlangen sich die Kolonnenzüge zu einem Bilde ineinander, das an arabische Arabesken erinnerte und unter den wehenden Schleiern des Staubes etwas Geheimnisvolles und Mystisches bekam. Inmitten dieser gelben, atembeklemmenden Wolken hatte man immer ein sandiges Knirschen zwischen den Zähnen, bekam eine ausgedörrte Zunge und mußte sich gewöhnen an den Geschmack von Lehm und Zement — in einer Landschaft, die ich gesegnet sah

mit großen Hopfengärten! Als Münchner denkt man doch beim Anblick einer blühenden Hopfenrebe auch immer gleich an die lieblichen Düfte des Malzes. Eine bayerische Fata Morgana! Während dieser schöne Traum vor meiner dürstenden Sehnsucht gaukelte, gab mir die grausame Wirklichkeit nur polnischen Staub zu schlucken.

*

Der 14. August brachte mir eine freundliche Rast im Hauptquartier der Armee Erzherzog Joseph Ferdinand, als deren Gast ich vor drei Monaten die blühenden Siegestage der Frühlingsschlacht am Dunajec miterleben durfte. Damals stand die Armee bei Tarnow in Galizien, heute steht ihre Vorhut fünfundzwanzig Kilometer vor Brest-Litowsk. Der Sturmlauf ihrer Siege ist hingegangen über eine dem Feind entrissene Bodenfläche von fünfundsechzigtausend Quadratkilometer. Wenn unsere Gegner, die das Schleierwort von der russischen Umgruppierung erfanden, solchen Vorwärtssturm als „zunehmende Erschöpfung" bezeichnen, soll ihnen die Freude an diesem Blindekuhspiel gerne vergönnt sein. Worte machen es nicht. Sonst wäre Iwangorod auch heute noch die „unbezwingbare Festung", von der in der russischen Militärkritik

vor wenigen Wochen noch immer die Rede war. Am 16. August habe ich gesehen, was die deutschen und österreichischen Mörser von diesem „unzerbrechbaren Bollwerk an der Weichsel" übrig ließen. Und am Abend des gleichen Tages fuhr ich zwischen Praga und Warschau über die feste Lastenbrücke, mit der die deutschen Pioniere den breiten Strom in dreimal vierundzwanzig Stunden überbaut hatten.

Während der Nacht, wenn die Ungeduld mich aufrüttelte, vernahm ich immer aus der Ferne ein dumpfes Murren: das eiserne Orgelkonzert unserer Geschütze vor Nowo-Georgiewsk. Und am Morgen ist die Nachricht da: daß zwei Forts des nördlichen Festungsgürtels schon in deutscher Gewalt sind, erobert von sächsischen Truppen.

In sausender Fahrt geht's über die Weichsel, durch die Vorstadt Praga, vorbei an den von Deutschen besetzten Festungen Segrze und Dembe, dem Dröhnen der Geschütze und den Kampfstätten von Georgiewsk entgegen.

Spät am Nachmittag erreiche ich den Gefechtsboden. Ein Angriff auf das östliche Fort XVI hat begonnen. Wieder sind die Sachsen bei der Arbeit; dazu noch Schlesier, Westfalen und Berliner. Von den Vorgängen des Kampfes ist nur wenig zu sehen, von der feindlichen

Festung nicht das geringste. Auf ebenem Gelände ist jeder Blick in die Ferne verschleiert vom Dunst des regnerischen Abends und verschlossen durch die Ausläufer der dichten Wälder, in denen die deutschen Geschütze und die österreichischen Motor-mörser donnern. Ich gewahre nur über der Wipfelsäge des Waldes einen plumpen Turm, auf dem die russische Fahne weht, sehe einen feindlichen Fesselballon ferne im Geriesel des Regens hängen, sehe die Brandwolken versteckter Dörfer und das Qualmgewirbel der explodierenden Granaten. Das ruhelose Gerassel des Kleinfeuers beweist, daß die Russen sich mit zäher Tapferkeit verteidigen. Auch scheinen sie schwere Geschütze in großer Zahl zu besitzen und keinen Mangel an Munition zu leiden. Grob und hastig feuern sie aus allen Ecken ihres unsichtbaren Fuchsbaues heraus. Die feindlichen Brüllstimmen klingen zusammen mit dem mächtigen Donner unserer Mörser. Eine brennende Erregung befällt mich, um sich gleich beim Anblick eines netten Genrebildchens wieder zu beruhigen — neben einer feuernden Haubitze sitzt ein Feldgrauer auf einem Baumstock, hat die braune Zeltbahn um die Schulter gewickelt und läßt sich von einem Kameraden die Haare stutzen. In der Apotheke gibt es keinen Trank, der so besänf-

tigend auf die Nerven wirkt, wie der ruhige Friede einer solchen Kleinszene inmitten des großen Kampfgebrülls.

Die Nachbarbatterie hat Feuerpause; auf den leergewordenen Geschoßkörben liegen die Kanoniere und schlafen; keine Donnerstimme rüttelt sie auf; erwecken wird sie nur der deutsche Feuerbefehl.

Um die Schwarmreihen zu erreichen, muß ich durch das Astlabyrinth eines niedergeschlagenen Waldes klettern. Kleine Vögel zwitschern neben den zerrupften Nestern, die noch im Wust der geknickten Zweige hängen. Ein paar verspätete Erdbeeren leuchten wie große Blutstropfen. Sieben russische Granaten plumpsen in das Astgewirre herein, ohne Schaden anzurichten. Ich sag' es doch immer: die Sieben ist eine gute Zahl!

Hinter der russischen Grabenstellung, die von den Unseren am 13. August erstürmt wurde, komme ich auf freies Feld und bin bei den sächsischen Reserven. Unter dem Schrapnellgeprassel hör' ich die Leute in ihren Deckungen gemütlich schwatzen. Im Regen weht der kalte Abendwind die grauen Flocken des Zigarren- und Pfeifenrauches hastig davon. Vor den Gruppen der Reserven seh' ich auf ebenen Wiesen und Äckern die Schwarmreihen liegen, das Ge-

wehr mit aufgepflanztem Bajonett nach vorne geschoben. Ich zähle sieben Reihen. Wieder die liebe, gute, glückverheißende Zahl!

Vier übereinandergebundene Leitern klettern steil zum Gipfel einer großen Eiche hinauf. Von der kleinen, im Winde schaukelnden Plattform des Beobachtungsstandes übersieht man die plumpe Graugestalt des Forts, das mit deutschem Feuer überschüttet wird. Die Drahthindernisse sind zerfetzt, die Wälle von den Granattrichtern zerrissen, und die von Flammen durchzuckten Rauchbäume der explodierenden Geschosse wachsen zu riesenhaften Qualmhecken empor. Und noch immer ist die Stellung des Feindes nicht sturmreif. Die Russen wissen, was der Verlust dieses Forts für sie bedeutet, und leisten erbitterten Widerstand, bergen sich unter den Betongewölben gegen das Geschützfeuer und lassen, sobald eine Feuerpause einzutreten scheint, die Maschinengewehre gegen die Schwarmreihen der Sachsen losprasseln. Dann dröhnen die deutschen Granaten wieder, und bei sinkendem Abend verschwimmt das Trümmerbild der feindlichen Stellung hinter Flammengarben und wogendem Qualm.

Rauschender Regen fällt, und mit kalten Stößen bläst der Nachtwind über die Reihen der

braven Sachsen hin, die ungeschützt und unbeweglich auf der nassen Erde liegen. Geduldig harren sie in dieser triefenden, alle Knochen durchschauernden Mühsal aus. Sie wissen, daß die strömende Nacht, die schon den frostigen Atem des Herbstes hat, eine herrliche, kostbare Siegesfrucht der deutschen Kraft zur Reife bringen wird. Unter schallendem Hurra wird der Sturm im ersten Grau des erwachenden Tages kommen. Und ist dieser letzte Halt des Feindes im äußeren Ostgürtel der Festung entzweigeschlagen, so gleitet den Russen aller Boden des Widerstandes unter den Füßen weg. Nowo-Georgiewsk wird fallen. Wird fallen müssen! General von Beseler, dem wir die Bezwingung Antwerpens verdanken, wird an der Weichsel noch flinkere Arbeit machen als an der Schelde. Auf meine Frage, für wann der Fall der Festung zu erwarten wäre, sagte er: „Das weiß ich nicht. Auch ein Arzt, wenn das leidende Kind noch zappelt, kann nicht sagen, wann es sterben wird." Dabei lächelte er. Dieses ruhige Lächeln ließ eine freudige Ahnung in mir aufglänzen. Und jetzt, da ich unsere Feldgrauen so fest und beharrlich im Schlamm des aufgeweichten Ackerbodens liegen sehe, jetzt weiß ich, daß binnen zwei Tagen von der Weichsel eine große, deutsche Nach-

richt hinausläuten wird in die Welt! Nowo-Georgiewsk, der letzte Halt der Russen in Polen, wird fallen am zehnten Tage der deutschen Belagerung.

Tiefes Dunkel umschleiert zwischen schwarzen Wäldern die weite Kampfstätte. Aber das Dröhnen, Blitzen, Tacken und Knattern geht noch immer weiter. Der deutsche Arbeitsfleiß macht wirksame Überstunden.

12.

21. August 1915

Wie ein leuchtendes Durcheinanderwogen von Erinnerungen sind die Bilder der beiden vergangenen Tage in mir, mit ihrer ernsten Größe und ihrem kleinen, heiteren Zwischenspiel, mit allem Schauer und aller Schönheit des Krieges, mit dem schweigenden Todesmut und aller jubelnden Siegesfreude der Unseren.

Am 18. August haben die Sachsen das Fort XVI und den die Straße von Serozk beherrschenden Festungskopf genommen. Der deutsche Sturmweg nach Nowo-Georgiewsk ist erschlossen durch die Hammerhiebe des deutschen Willens.

In der Morgenfrühe des 19. August durchschreite ich die zerrissenen Drahthindernisse und steige über die zerfetzten Wälle empor, von denen ich am Regenabend des 17. die Flammensträuße unserer Mörsergranaten aufblühen sah. In einem Kartoffelfelde sitzen und liegen die siebenhundert Russen, die von den Sachsen aus dem Fort XVI herausgeklopft wurden. Es lohnt sich noch nicht, sie abzuführen; die Sachsen sind sparsame Leute und wollen noch ein bißchen warten, bis die bescheidene Ziffer zu einer eindrucksvolleren Summe angewachsen ist. „Nee,"

sagt einer von den dickbärtigen Landstürmern, ein Leipziger, „warum noch Zeit verlieren? Bis zum Abend, da haben mer se nach de vielen Dausenden. Da geht's denn in eenem hin!" Der Sparsinn unserer Deutschen ist eine schöne und verheißungsvolle Eigenschaft.

Zwischen den Trümmerhaufen des Forts stehen die eroberten Geschütze und Maschinengewehre umher; in den Gewölben liegen noch große Mengen von Munition; eine Stelle der in Scherben gerissenen Betonmauer ist von braun gewordenem Blut überströmt. Die gefallenen Feinde wurden schon bestattet, nur die erschossenen Pferde sind noch unbeerdigt und zu abscheulichen Trommelformen aufgedunsen. Neben diesem Bild einer erledigten Sache rührt sich schon wieder die neue Arbeit. Auf dem Wall, der gegen Westen blickt, gegen das unter deutschem Feuer stehende Fort III des inneren Festungsgürtels, haben sich die Beobachtungsoffiziere unserer Haubitzen und der österreichischen Motormörser häuslich eingerichtet; daneben ist die Befehlsstelle des Oberstleutnants, der den Angriff gegen das Fort kommandiert.

Immer geht das Sausen schwerer Granaten hoch in den Lüften über unsere Köpfe weg. Und gegen Westen hin ist das Donnern und Dröhnen

bis in weite Ferne zu hören — die Stimmen der Geschütze, die gegen Fort II und I und auch schon gegen die Zitadelle ihre eisernen Keulenschläge schicken. Aber noch ist es nicht der richtige, ruhelos ineinanderflutende Donnerklang. Kurze und lange Pausen treten ein, weil der dichte Morgennebel, der ziehende Qualm und das Gewirbel der grauen Dünste die genaue Beobachtung der Schußwirkung erschweren, sie fast unmöglich machen. Das Wirkungsschießen kann erst einsetzen, wenn der Mittag bessere Helle bringt.

In dem eintönigen Grau, das alle Nähe und dicker noch alle Ferne umschleiert, erkenne ich undeutlich das Fort III, das auf zwei Kilometer hinter dem Flusse Wkra liegt und anzusehen ist wie ein flacher, mit hundert schwarzbraunen Straußenfedern besteckter Riesenhut. Hinter grau umwickelten Obstgärten und Wäldchen dämmern die Umrisse von Hausdächern, zur Linken die Garnisonkirche von Panjechowo mit ihrem schönen, an nordfranzösische Formen erinnernden Turme, und zur Rechten die schmucke, dreikuppelige Kathedrale von Aleksandryjska. Und dahinter — ein prophetisches Zeichen dieses grauen Morgens — steht eine Reihe von acht mächtigen Rauchsäulen. Sie qualmen an der Weichsel, dort, wo die unsichtbare Zitadelle

stehen muß, und erzählen, daß der Feind seinen letzten Halt verloren gibt und Feuer in die Magazine wirft. Mit der Freude, die ich fühle, mischt sich eine beklommene Sorge. Wird General Bobr, der Kommandant der Festung, sich zur Übergabe entschließen? Oder wird er die zwanzig- oder dreißigtausend Mann, die ihm nach den Kämpfen der vergangenen neun Tage noch geblieben sind, zu einem Ausfall sammeln, sie zu einem letzten Verzweiflungskampfe gegen die Unseren führen? Kommt es so, dann werden unsere Feldgrauen, die Sachsen, die Schlesier, die Rheinländer und die Berliner, auch diesen Entscheidungskampf bestehen, und wär' es unter den schwersten Opfern. Das weiß ich. Aber dieser gläubige Gedanke zeigt mir auch harte Bilder. Wir haben vor Georgiewsk nur Landwehr und Landsturm liegen. Feste, treue, beharrliche Mannsleute sind es. Doch in der Heimat haben sie Frauen, die bang nach ihren Männern dürsten, und haben Kinder, die sich sehnen nach der Heimkehr ihrer Väter. Und bei den schmerzenden Bildern, die meine Sorge mir zeigt, muß ich immer des schönen und ernsten Verses denken, den ich in Belgien auf dem Grabkreuz eines Landwehrmannes gelesen habe:

„Dir, liebe Heimat, Segen und Heil!
Ich bin gewesen von dir ein Teil,

Hab' dir mein Herz gegeben zu essen,
Wirst meine Kinder nicht vergessen!"

Da weckt mich ein machtvolles Dröhnen aus meinem ernsten Sinnen. Das Wirkungsschießen hat begonnen, um die elfte Stunde, als der graue Dunst, der alle Dinge umschleierte, sich ein wenig zu lichten begann. Jede Zeichnung der Ferne tritt klar heraus, zur Linken leuchtet in einem tiefen, breiten Tal die große Silberschlange des Narew, der die Weichsel sucht, und zur Rechten, vor dem qualmenden Fort, steigen zwei weißglänzende Leuchtkugeln auf, die von den Unseren melden: „Wir liegen schon zweihundert Meter vor den Wällen!" Die Rauchbäume und Trümmerfontänen, die von unseren Granaten erzeugt werden, rücken tiefer in das Fort hinein, es dröhnt und donnert, es tackt und knattert, die Erde bebt bei den Aufschlägen, alle Luft ist Sausen und Hall — und Punkt 1 Uhr hör' ich den Oberstleutnant mit ruhiger Stimme sagen: „In zehn Minuten kann ich den Sturm beginnen lassen!"

Ich renne zur Straße hinunter und springe ins Auto. „Los!" Nur eine kurze Fahrt bis zum Ufer des Wkra. Die Brücke ist weggebrannt; zwischen ihren verkohlten Balkenstümpfen ist ein schmaler Brettersteg über das Wasser gelegt. Während ich da hinüberturne, seh' ich

zur Linken die gesprengte Eisenbahnbrücke, in deren zerknülltem Gitterwerk, gleich einem sonderbaren Riesenfisch im Netze, ein Güterzug mit einer großen Festungskanone hängt. Drüben ein kleines Dorf; obwohl der Mittag kühl ist, wird es hier für einige Minuten ziemlich heiß; die russischen Granaten platzen in den Gärten, und die Schrapnellkugeln prasseln über die Dächer her — der Gegner scheint die Nähe des Sturmes zu fühlen und macht noch einen gewaltsamen Versuch zur Abwehr der Dinge, die ihm drohen. Im Hof des Bauernhauses, hinter dessen Gemäuer ich mich zu decken suche, liegen drei Sachsen, die für ihre Heimat starben; sie sind mit den braunen Zeltbahnen zugedeckt; Tornister und Helme sind zu Häupten der Gefallenen aufgestellt; die grauen Helmbezüge tragen die Regimentsnummer 101. Außerhalb des Hofes, auf einer gegen das Fort emporsteigenden Wiese, gewahre ich die drei ersten Schwarmreihen dieses Regiments in den frisch ausgeworfenen Deckungsgräben. Und während ich unter dem Granatendröhnen hinblicke über die graue Perlenreihe von hundert deutschen Köpfen, muß ich plötzlich von Herzen lachen — zwischen der ersten und zweiten Schwarmreihe weidet und schnattert eine große Herde von graugefleckten Gänsen. Sie zupfen die Gräser; wenn

eine Granate auseinanderspritzt, gucken sie verwundert umher; mit lustigen Worten, doch vergebens, machen die Sachsen den Versuch, die fetten Vögelchen aus dieser nicht ganz ungefährlichen Gegend zu verscheuchen. Und einen hör' ich sagen: „Nu, meinetwächen, laßt se gnabbern, hier is es immer noch anchenähmer als in der Bratreehre!" Der weitere Verlauf dieser großen Lebensweisheit erlischt in einem gewaltigen, die Erde erschütternden Dröhnen. Droben, hinter der Umwallung des Forts, haben gleichzeitig vier schwere Granaten eingeschlagen. Eine mächtige braune Wolke umwirbelt das Festungswerk.

Fünf Feldgraue tauchen aus dem ersten Deckungsgraben heraus — eine Patrouille von vier Mann, die ein junger Leutnant führt. Im Laufschritt eilen sie über das Gehäng der Wiese hinauf — hinter einer feindlichen Schießscharte die aus dem Qualmgewirbel herausdämmert, seh' ich ein paar Russenköpfe hin und her huschen — und als die fünf mutigen Sachsen das Drahthindernis erreichen, prasselt ihnen eine Salve entgegen. Alle Fünfe stürzen — mir schnürt es das Herz zusammen — aber nein, Gott sei gepriesen, sie leben, sie haben sich nur in Deckung niedergeschmissen, jetzt richten sie schon wieder die Köpfe auf und spähen. Eine neue schwere

Granatenreihe der deutschen Geschütze donnert hinter die Wälle hinein. Es dröhnt und wirbelt und qualmt. Können denn Menschen in einer solchen Hölle noch leben? Und jetzt — ein Befehl, wie ein heller Schrei, klingt über die Gräben der Sachsen hin, und in der gleichen Sekunde tauchen aus der Erde die Hunderte von Feldgrauen heraus, als wären sie ein einziger Leib mit einem einzigen Willen. Ein brausendes Hurra! Und wie flinke, an allen Gliedern geschmeidige Knaben, so jagen die dreißig- und vierzigjährigen Männer über die Wiese hinauf, mit gefälltem Bajonett, dem Feind entgegen. Mich reißt es mit — man kann doch in solcher Minute nicht ruhig und unbeteiligt stehen bleiben! Und während ich zwischen den Sachsen über die Wiese emporhetze, daß mir der Atem vergeht, hab' ich die Empfindung einer schönen, wunderbaren Stille. Ob die Russen noch schossen, noch einen Widerstand versuchten? Ich weiß es nicht. Als die Drahthindernisse mit den Spaten zerschlagen waren, und als wir eindrangen in die Höfe des Festungswerkes, standen neben zerrissenen Leichen die noch lebenden Russen zu vielen Hunderten unbeweglich umher, wie stumpfsinnig gewordene Geschöpfe, die ein Blitzschlag streifte und mit Betäubung übergoß. Und über-

all die umhergestreuten Flinten, überall Geschütze und Maschinengewehre. Und so unglaubliche Mengen von Munition, daß der Feind sich in diesem Fort noch Wochen und Monate hätte halten können! Auf einem Geleise, das aus dem Festungstor hinaufführt zu den Gärten des Forts, stehen viele Rollwagen, die mit schweren Granaten beladen sind. Man erkennt: das Festungswerk sollte für einen langen und zähen Widerstand mit einer noch größeren Munitionsmenge versehen werden. Aber Meister Beseler und die Sachsen der Brigade Pfeil waren flinker im Angriff als die Russen in ihrer Fürsorge. Ein feiner und liebenswürdiger Zusammenhang, daß diese tapfere, sturmflinke Brigade der Sachsen gerade „Pfeil" heißt!

Ein paar von den mit Granaten beladenen Rollwagen sind umgestürzt, und der ganze Weg ist überstreut mit den blinkenden Geschossen, eine große Wiese ist dicht überschüttet mit diesen mächtigen Stahlbohnen. Während ich da durchsteige, muß ich an den Eiertanz der Mignon denken. Aber weiter, weiter! Zum Schauen ist keine Zeit. Ich höre ein ruheloses Dröhnen und Donnern vom nächsten, drei Kilometer entfernten Fort II herüberhallen. Auch da drüben scheint schon der Augenblick für den siegreichen Sturm zu reifen.

Ich hetze einer Schwarmreihe nach, die gegen die dreikuppelige Kirche von Aleksandryjska vorgeht, und merke jetzt, daß ich nicht allein bin. Der junge Chauffeur meines Autos ist mir treulich auf allen Wegen nachgesprungen. Während die Schwarmreihe sich beim Kirchhof einzugraben beginnt, treibt es mich zum anderen Fort hinüber, hinter dessen halbverdeckten Wällen es immer blitzt in dem schwarzbraunen Rauchgewirbel. Während ich diesem Bild und Hall entgegeneile, glaube ich zu einem zweiten, ernsten Männerdrama dieses Nachmittags zurecht zu kommen und laufe statt dessen in eine wunderliche Tragikomödie des Krieges hinein.

Wir beide waren um den großen Kirchengarten von Aleksandryjska herum gesprungen, und nun erreichen wir, hinter der Kirche, die zur Zitadelle führende Alleestraße. Sie ist leer. Auch auf den Feldern und an den nahen Waldsäumen ist nirgends ein Mensch zu sehen, kein Feldgrauer und auch kein Russe. Ich merke, daß wir uns weit vor der ersten Schwarmreihe der Unseren befinden. Ein bißchen bedenklich ist's, man kann da von den Russen hoppgenommen werden, und nach Sibirien möchte ich nicht gerne wandern, ich ziehe München und die Berge meiner Heimat vor. Aber ehe man als halbwegs ver-

nünftiger Mensch an solcher Stelle umkehrt, schaut man doch auch ein bißchen. Und da erkennt mein Auge, das an die Bilder der Natur gewöhnt ist, auf etwa fünfzehnhundert Meter am Waldsaum zur Rechten einen schwärzlichen Fleck, der nicht Natur ist. Ich spähe durch mein Fernrohr. „Herrgott, eine russische Kanone!" Noch eine zweite, eine dritte, eine ganze Batterie! Sie scheint verlassen zu sein, ich sehe keine Mannschaft. Da muß man doch hinüber! Kanonen sind wie Kinder, man muß sie beaufsichtigen. Wir laufen durch eine Wiesensenkung, und als wir über die Deckung hinausgucken, fangen drei von den fünf eisernen Kinderchen plötzlich zu brüllen an. Wir sehen den Rauch und die Feuerblitze, die aus ihren Mäulern fahren. „Flink! Da müssen wir die Sachsen holen!" Während wir zurückspringen gegen die Allee, platzen über der feindlichen Batterie die deutschen Schrapnellgeschosse mit gelbgrünen Rauchwolken, und ich sehe durch mein Glas, daß sieben oder acht von den russischen Kanonieren nach rechts hinüberhuschen gegen ein Obstwäldchen, das inmitten der Wiesen liegt. Auf der Straße begegnen wir einer Patrouille von vier Sachsen. Weil uns die folgende Stunde zu Kameraden machte, hab' ich ihre Namen in mein Notizbuch

eingeschrieben: der Gefreite Folke und die Soldaten Kirsten, Herpich und Bischof. Alle vier nicken gleich und kommen mit, um die russische Batterie mit Beschlag zu belegen. Die Kanonen am Waldsaum feuern nimmer, auch die deutschen Schrapnellschüsse machen eine wohlwollende Pause. Flink über die Wiese hinüber!

Bei dem Obstwäldchen, aus dem ein Hausdach herauslugt, kommt uns mit drei weinenden Weibsleuten, die wie rasend davonsausen, ein russischer Kanonier entgegen, ein Pole, der gleich einem Irrsinnigen immer lacht und schwatzt und gestikuliert. Das deutsche Eisenkonzert dieses Nachmittags scheint ihm die Sinne völlig verwirrt zu haben — wer diese Orgeltöne hörte, diesen Schauer von Qualm erlebte und diese feuerspritzende Hölle sah, begreift es! Immer verrückter redet und lacht der Pole. Keiner von uns Sechsen versteht, was er sagen will. Aus seinen deutenden Gesten glaube ich zu erraten: er will uns mitteilen, daß hier und da und dort noch andere Russen wären, die dieses Fürchterliche und Aussichtslose satt hätten und sich ergeben möchten. Und richtig — als ich mit dem Glas die Gegend zwischen uns und der deutschen Stellung absuche, entdecke ich hinter Stauden und grünen Wällen drei kleine, gemauerte Festungs-

werke, aus deren Deckungen sich immer wieder ein paar braune Russenmützen vorsichtig herausschieben, um rasch wieder zu verschwinden. Die Situation erscheint mir aussichtsvoll. Aber erst muß die Batterie gesichert werden. Zwei von den braven handfesten Sachsen marschieren auf die feindlichen Geschütze zu, die beiden anderen bleiben bei uns. Nun sind wir unser Viere mit zwei sächsischen Gewehren und dem Revolver des Chauffeurs. Während der verrückte Pole immer lacht und mit schriller Stimme zetert, mache ich's wie König Franz in der berühmten Ballade vom Handschuh — ich winke mit dem Finger. Nichts Wesentliches ereignet sich; es vermehren sich nur die russischen Kappen, die aus den drei kleinen Festungswerken herausgucken. Nun versuche ich's mit der stärksten meiner Künste: ich wehe und winke mit meinem weißen, noch ziemlich reinen Taschentuch. Und siehe, das hilft! In aller weißen Reinheit wohnen siegende Kräfte. Aus dem einen Festungswerke kommen sechse oder sieben heraus, aus dem zweiten zehne oder zwölfe, aus dem dritten fünfzehn oder zwanzig, alle waffenlos. Jedes Schwärmchen hat noch eine zögernde Nachhut. Schließlich haben wir ungefähr achtzig beisammen. In allen Augen, die mich da ansehen, gewahre ich

die gleiche verstörte Scheu oder eine müde, stumpfe Gedankenlosigkeit. Einer, den wir noch aus den Stauden des Obstwäldchens herausholten, fällt vor uns auf die Knie, hat Tränen in den Augen, bittet wie ein erschrockenes Kind mit aufgehobenen Händen um sein Leben und beruhigt sich erst beim Anblick meiner zum Himmel emporgestreckten Schwurfinger. Der ganze Vorgang hat für mich eine groteske Lustigkeit, und dennoch erschüttert er mich tief. Wie müssen die Monate des Krieges, die schweren Kämpfe der vergangenen Tage, die Nervenzerhämmerung und die deutschen Keulenhiebe der letzten Stunden diesen Männern zugesetzt haben, um sich so ergeben zu können, vor zwei deutschen Gewehren und einem Revolver unbekannter Herkunft! Das erleben! Und man weiß: die russische Armee ist mürbe geworden unter dem deutschen Hammer.

Weil kein „Gefangener" mehr kommen will, beginne ich wieder mit dem Glas die Gegend abzusuchen. Auf der Hügelkante, gegen die deutsche Stellung hin, entdecke ich eine lange Reihe von Russen. Über hundert müssen es sein. Sie scheinen in einem Schützengraben zu stehen und haben noch die Gewehre — immer wieder hebt einer die Flinte an die Wange und läßt sie wieder sinken. Ich winke mit allen Fingern, mit dem

bewährten Taschentuch. Umsonst. Unter den achtzig, die wir schon haben, ist ein deutschsprechender Jude aus Moskau. Den schicke ich als Parlamentär und lasse die Zögernden zu schleuniger Übergabe auffordern; er kommt sehr hastig zurück und bringt die etwas unklare Antwort: sie kämen wohl, aber jetzt noch nicht. Unsere Achtzig werden unruhig, und der Moskauer warnt ein dutzendmal: „Glaich wiern se schoißn!" Ich bin überzeugt, daß sie es nicht tun. Aber da nun auch der deutsche Schrapnellregen wieder gegen die Batterie und über die Wiese herfällt, sind die Achtzig, die ihr Leben schon in Sicherheit gebracht glaubten, nimmer zu halten. Wir führen sie zu den Sachsen hinüber, ich übergebe sie dem Offizier und bekomme von ihm zehn Mann, um die anderen zu holen. Nun ersparen uns die noch Ungefangenen die Hälfte des Weges und kommen uns gewehrlos auf den Wiesen entgegen, hundertzwanzig Mann. Jetzt haben wir im ganzen rund zweihundert, hundertsechsundneunzig Mann, drei Offiziere und einen Feldwebel. Und während diese kleine, stille Tragikomödie des Krieges sich zu Ende spielt, donnert rings um uns herum der blutige Ernst des Tages von Georgiewsk.

Ich wandere mit meinem Begleiter zu der russischen Batterie hinüber und verabschiede

mich von den zwei prächtigen Sachsen, die unter schweren Schrapnellschüssen unverdrossen bei den erbeuteten Geschützen ausharrten. Dann weiter, der feindlichen Zitadelle entgegen. Während wir am Zaun eines Friedhofes entlang schreiten, hören wir ferne hinter uns, vom Fort II herüber, das tausendstimmige Hurra eines deutschen Sieges. Wer diesen Ton beschreiben könnte! Er zittert durch Mark und Bein, macht das Herz stocken und ist das Schönste und Herrlichste, was deutsche Ohren zu hören vermögen. Und gleich nach dem Hurra springen die deutschen Granaten weiter um zwei Kilometer, gegen die Zitadelle hin.

Immer dieses Sausen über uns beiden. Wir wandern wie unter einem klingenden Gewölbe.

Auf ödem Ackerfelde seh' ich vier Batterien stehen, die der Feind verlassen hat — ich zähle zweiundzwanzig Kanonen, darunter schwere Festungsgeschütze. Und überall die zu hohen Mauern aufgeschichteten Granaten! Und jetzt, nicht weit vor uns, ein hastiges Geknatter, minutenlang. Es klingt von der Zitadelle her. Haben die Unseren den siegreichen Kampf schon bis in das Herz der Festung getragen? Das ist nicht möglich. Die Schwarmreihen der Brigade, die vor einer Viertelstunde mit brausendem Hurra das Fort II genommen hat, sind noch hinter uns. Und drüben

im Westen wird noch hart um das Fort I gerungen — ich höre von dort ein rasendes Ineinanderprasseln von Gewehrsalven — es klingt, als rasselten Hunderte von schweren Wagen über holperiges Pflaster hin.

Was war und bedeutete der Knatterhall, der von der Zitadelle kam? Sind die Russen in Kampf und Aufruhr gegen sich selbst? Oder haben sie das Schlachtvieh und die Bespannungspferde ihrer Geschütze niedergeschossen, damit dieses lebende Gut nicht in die Hände der anrückenden Deutschen fiele? Und zieht sich der Feind vor dem unwiderstehlichen Ansturm der Unseren über die Weichsel in die südlichen Festungswerke zurück? Werden die deutschen Sieger eine leere, von den Russen geräumte Zitadelle finden? Noch bevor ich mir Antwort auf diese Fragen zu geben vermag, versagt mir alles Denken in einer Freude, die mich wie süße Trunkenheit durchwirbelt — denn wieder hör' ich jenen wundervollsten von allen Klängen: das jubelnde Hurra einer deutschen Tausendschar. Das westliche Fort I, das letzte Werk des inneren Festungsgürtels, muß von den Unseren genommen sein! In kaum drei Stunden ist der deutsche Eisensturm in einer Breite von fünfzehn Kilometer hinweggebraust über den ganzen nördlichen Schutzring

der Festung, die jetzt verloren ist. Noch vor dem Abend wird Nowo-Georgiewsk in den Fäusten der Deutschen sein! Welch ein Tag, welch ein Sieg! Ein Sedan der russischen Armee! Bei diesem Gedanken seh' ich die Gestalt des Siegers, des Bezwingers von Antwerpen, sehe die wuchtige Soldatengestalt mit den breiten Schultern, sehe das ernste, verschlossene Rundgesicht, das der kurzgeschnittene Schnurrbart verjüngt, und sehe seine ruhigforschenden Augen und sein verschweigendes Lächeln. Und mir klingen wieder die bedeutungsvollen Worte, die General v. Beseler vor zwei Tagen sprach, als Sven Hedin mich zu ihm führte: „Siege dürfen nicht bewertet werden nach Beute oder Verlust, nur nach dem, was sie militärisch und politisch bedeuten!" Eines von den Worten, die gelten werden unter allen Umständen! Und so gewertet, bedeutet der rasche Fall von Nowo-Georgiewsk im Rücken unserer Ostfront eine der größten Waffentaten dieses Krieges, einen der wirkungsvollsten Hammerschläge der deutschen Kraft und einen mächtigen Glockenhall, der hinbrausen wird durch alle Welt.

— Überall in der Runde glänzen die Leuchtkugeln auf, rot und gelb und silberweiß und grün — überall melden die Unseren mit diesem leuchtenden Zeichen: „Da sind wir!" In langen

Reihen, die sich ferne zu feinen, aus winzigen Punkten gebildeten Strichen verwandeln, seh' ich die Schwarmlinien der Feldgrauen von Osten, Norden und Westen gegen die Zitadelle heranrücken über die Felder. Und wieder hör' ich, nahe vor mir, das brausende, tausendstimmige Hurra. Die Rheinländer und Berliner, die das Fort I überrannten und von Westen vordrängten, haben die Zitadelle erreicht. Ihr Kommen ist schon der Sieg. Ein kurzes, tobendes Salvengerassel. Dann plötzlich die Stille. Nur noch das Sausen in den Lüften und ferne über der Weichsel drüben und auf der Uferseite der Zitadelle das dröhnende Einschlagen unserer Granaten. Und jetzt ein Bild, das die Augen kaum zu fassen vermögen.

In der dunstigen, schwach gewordenen Helle — es ist fünf Uhr nachmittags — leuchten vor dem roten Gemäuer des Zitadellenkopfes vier große, rasch wachsende Feuer auf. Die Russen haben die Heumagazine in Brand gesteckt. Das Flugfeuer steckt noch andere Häuser an und bringt die nahen Bäume zum Glühen und Qualmen. Die vielen Tausende der in den Bränden explodierenden Gewehrpatronen verursachen ein grauenvolles Geknatter. Und vor dem Flammentanz der brennenden Gebäude ziehen

in langen Reihen die Schwärme der Gefangenen und die Marschkolonnen der Unseren vorüber, mit schwarzen, zierlichen Silhouetten, ein märchenhaftes Schattenspiel. Nun bin ich bei den Feldgrauen, höre sie schwatzen und lachen, höre sie jauchzen und singen. Und da bricht im Westen, durch Dunst und Wolken, ein breites goldschönes Strahlenband der niedergehenden Sonne heraus und überleuchtet alle Freude des deutschen Sieges. Doch dieses schöne Leuchten gleitet über ein Bild des Schauders hin — auf einer großen Wiese, zwischen verbrannten Munitionsprotzen, die noch glosten und rauchen, liegen Hunderte von erschossenen Pferden, in verzerrten Gestalten, mit aufgedunsenen Bäuchen, mit eingekrampften oder steif nach oben gestreckten Füßen — das ekelhafte Zeugnis einer Scheußlichkeit ohnegleichen. Und über dieses Gewimmel von widerlichen Kadavern flackern die roten Glutlichter hin, die unter sengender Hitze herüberstrahlen von den brennenden Heuschuppen. Das Holz der Gebäude ist schon in Asche zerfallen, während das Preßheu verwandelt ist zu hohen Haufen von phantastischen Feuergebilden, welche aussehen wie Erzblöcke in der Weißglut.

Ich muß die geblendeten Augen abwenden und sehe im Schatten der Bäume zahlreiche Ge-

schütze stehen, leichte und schwere, alte und neue. An der Art, wie sie umherstehen, ist zu erkennen, daß die Russen sie aus der Zitadelle noch hinausschaffen wollten zu den Gürtelwerken. Das beweisen auch die vielen, mit Granaten beladenen Wagen und Karren. Die Schnelligkeit des deutschen Sieges hinderte, was hier geschehen sollte, und hat der Heimat Tausende von kostbaren Menschenleben erspart.

Von diesen Bildern zieht mich ein wunderliches Stimmengesumme ab, das aus dem ersten Hof der Zitadelle heraustönt. Ich komme an dem roten Backsteinbau des Torwerkes vorüber, aus dessen Türen und Fenstern die Flammen herausschlagen, wieder seh' ich Geschütze und Maschinengewehre, sehe große Mengen aufgestapelter Granaten, und in dem weiten, grabenförmigen Hofraum gewahre ich etwas, das aussieht wie ein breiter, langer, ruhelos vorwärtsflutender Strom mit kleinen braunen Wellen. Das sind Russenkappen, sind Russenköpfe, sind die russischen Gefangenen, die aus dem Tor der Zitadelle herausströmen, sich zu wimmelnden Haufen sammeln und weiterziehen unter deutschem Geleit. Es müssen acht, neun, zehn, zwölf Tausend sein, ich weiß nicht, wieviel! Fast eine Stunde dauert das und bei Beginn der Dämme-

rung ist der Auszug der Russen, die sich gefangen geben, noch immer nicht beendet.

Dieses braune Gewimmel zwischen der flackernden Feuerhelle ist die Abendblüte des deutschen Sieges. Mehr will ich heute nimmer sehen. Ich kann auch nimmer. Meine Augen sind müd geworden, und die Erschöpfung zittert mir in den alten Knochen. Und noch eine Wegstunde bis zu meinem Auto! Freundliche Offiziere stellen uns zwei erbeutete Kosakenpferde zur Verfügung. Wir steigen auf und traben durch das sinkende, überall von Flammen durchzüngelte Dunkel. In langen Reihen rasten zu beiden Seiten der Alleestraße die Rheinländer und Berliner, die Sachsen und Schlesier. Lustige Worte fliegen uns zu, manchmal auch ein paar spöttische — weil unsere Kosakenpferde nicht Deutsch verstehen, vermuten die braven Landstürmer, daß wir schlechte Reiter sind, und einer ruft uns die kostbare Weisheit zu: Was ein Deutscher tun will, das muß er ganz und richtig können, oder er muß es unterlassen.

Die zwei Kosakenpferde scheuen. Auf der Straße liegt ein Feldgrauer, der nimmer aufstehen will. Eine der verirrten Kugeln, die aus den Massen der im Flammengewoge explodierenden Gewehrpatronen herausspritzten, hat

dieses deutsche Herz gefunden und still gemacht, nach dem Kampfe, in der Blütenstunde unseres Sieges! Ein hartes Sterben muß das gewesen sein. Lieber Herrgott, öffne diesem Deutschen sperrangelweit das Tor deines goldenen Himmels!

Zehn oder zwanzig schwere Detonationen rollen rasch ineinander. Ich glaube, jetzt haben die Russen die über die Weichsel führende Eisenbahnbrücke gesprengt. Dann glänzt in der Nacht, gegen Südosten hin, ein wundersames Feuergebilde durch die Finsternis empor. Wie ein Riesenstrauß von Raketen ist es anzusehen, in der Höhe überstreut mit tausend weißblitzenden Sternen. Haben die Deutschen in Warschau die Siegesbotschaft dieses herrlichen Tages schon erfahren? Brennen sie zur Verherrlichung dieser großen deutschen Tat ein Feuerwerk ab? Aber das wundersame Flammenzeichen wiederholt sich, ein drittes und viertes Mal, immer an anderer Stelle, im Süden und Südwesten der Zitadelle — die Russen sprengen über der Weichsel drüben die Proviantmagazine in die Luft, und was mir als tausend weißblitzende Sterne erscheint, das sind die explodierenden Mehl- und Getreidesäcke.

Nach allem Donner ein ruhiges Summen und Klirren — bei Aleksandryjska begegnen uns im Dunkel die Bataillone der nachrückenden

Reserve. Wir rufen den Feldgrauen zu, daß Nowo-Georgiewsk gefallen ist. Aber sie lachen, halten es für einen Witz und können nicht glauben, daß sie da nicht mehr mithelfen sollen.

Nun kommt für uns eine ungemütliche Viertelstunde. Wir müssen mit unseren Gäulen beim Fort III in der Dunkelheit einen Weg durch die Drahthindernisse suchen. Dann wieder der Eiertanz zwischen den umhergestreuten Granaten. Und ehe wir das Ufer des Wkra erreichen, rauscht von Aleksandryjska ein unbeschreiblicher, Herz und Seele bestrickender Klang durch die stillgewordene Nacht zu uns herunter. Die Bataillone der nachrückenden Reserven müssen einem begegnet sein, der ihnen glaubwürdiger erschien als wir. Gleich dem Auflachen eines frohen Riesen klingt ihr jubelndes Hurra durch die Finsternis. Dann singen sie tausendstimmig das schönste von allen Liedern:

„Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!"

Jetzt tiefes Schweigen. In weitem Halbkreis lodern die vielen großen Brände. Und überall die kleinen, freundlichen Feuerchen der deutschen Kolonnen und der österreichischen Motorbatterien, die sich am Erfolg dieses großen Tages einen reichlichen Anteil erwarben.

Schnaubend waten die zwei Kosakenpferdchen durch das schwarze Flutgerinne des Wkra. Im Auto fallen mir die müden Augen zu, doch bei der Einfahrt in das lichtstrahlende Warschau werde ich wieder munter. Im Hotel Bristol finde ich noch viele Offiziere beisammen — ich bin der Erste, der ihnen die große Nachricht bringen darf. —

Ein trüber Regenmorgen. Ich jage hinaus nach Nowo-Georgiewsk. Vor Mitternacht hat General Bobr die Kapitulation unterschrieben, auch die Festungswerke südlich der Weichsel haben sich ergeben. Alles ist getan, alles erledigt, alles eine vollendete und makellose Sache! Den Namen Beseler werden die Deutschen in das Buch ihrer großen Namen einschreiben müssen.

Zwischen Serozk und Orzechewo, beim Fort Dembe, begegnet mir der Zug der russischen Gefangenen. Ein paar Kilometer ist er lang und gleicht einem braunen, mythischen Riesenwurm. Viele, viele, viele Tausende sind es. Die Sachsen mit ihrer Sparsamkeit behielten recht.

Am Ufer des Wkra seh' ich wieder neue Schwärme und Tausendhaufen von Gefangenen. Dann das brennende Georgiewsk, die Eisenbahnbrücke, zwischen deren Trümmern zwei Züge ineinandergeklammert hängen, die Weichsel mit den Scherben der gesprengten Dampfer, und

nun ein Wirrsal von Flammen und Qualm, von Gestank und Schutt, von Tod und Vernichtung — laßt mich schweigen von diesen tausend durcheinandergewirbelten Bildern! Um ihre Fülle zu erschöpfen, müßte ich wochenlang erzählen.

In der Mittagsstunde fliegt über die Gruppen und Reihen der Feldgrauen die Nachricht hin: Der Kaiser kommt, zwischen Fort XVI und XV ist Feldparade, auf dem Boden des härtesten Kampfes, in dem die Brigade des Grafen Pfeil unter schweren Opfern den Sieg erzwang!

General v. Beseler, der Verschwiegene mit dem feinen Gleichnis vom Arzt und vom leidenden Kinde, muß also doch gewußt haben, daß Nowo-Georgiewsk am Abend des Neunzehnten fallen wird. Sonst könnte der Kaiser nicht jetzt, am 20. August, schon auf der ruhmvollen Kampfstätte eintreffen.

Die brennende Zitadelle wird leer. Alles strömt zum Ufer des Wkra, zum Paradefeld.

Kein Kaiserwetter. Immer rieselt der feine Regen durch das endlose, von Rauch durchwitterte Grau herunter. Und dennoch ist es ein wundervolles Bild: auf der Straße die unübersehbare Reihe der Kraftwagen und Geschütze, daneben die zerrissenen Wälle des eroberten Festungswerkes, und auf den weiten Feldern

die Brigade Pfeil mit ihren langen Truppenzügen, die unbeweglich dastehen wie stählerne Mauern. Und dabei die österreichischen Kanoniere, mit Eichenlaub auf den graublauen Mützen, und die preußische Kavallerie, die Kürassiere und Totenkopf-Husaren mit den flatternden Lanzenfähnchen.

Um vier Uhr ein klingendes Kommando des Grafen Pfeil, ein Aufstraffen aller Gestalten und der schmetternde Parademarsch. Langsam kommt das kaiserliche Auto herangefahren über die Straße, auf der ihm der braune Riesenwurm der russischen Gefangenen begegnete. Zur Linken des Kaisers sitzt General v. Beseler, der Hauswirt des ruhmreichen Gefildes, das sich unter den Schleiern des Regendunstes in die Ferne dehnt. Noch eine lange Reihe von Wagen. Das Schauen wird mir ein bißchen sauer, ich stehe hart eingekeilt im Gedräng der Feldgrauen, von denen jeder seinen obersten Kriegsherrn am besten betrachten möchte. Der Kaiser sieht frisch, gesund und fröhlich aus. Wie viel deutsche Freude muß dieser Tag ihm in das tiefe Menschenherz und in die große Fürstenseele schütten! Rasch schreitet er unter den Schmetterklängen des Marsches die lange Reihe der Truppen ab, die ihn begrüßen mit jubelndem Zuruf.

Die Gruppe der Generale ist gewachsen. Und jetzt kommt noch einer, bei dessen Anblick eine fieberhafte Erregung hinfliegt über das Kopfgewühl der Feldgrauen. Auch mir geht es heiß ins Blut. Und alle flüstern den Namen, den die deutschen Millionen kennen: Hindenburg! Um eine Stirnbreite ragt seine wuchtige Gestalt über die ihn begleitenden Offiziere hinaus. Das ernste Antlitz ist wie aus Erz geschnitten, doch in den ruhig gleitenden Augen ist warmes, freundliches Leben. Mit ihm kommt ein Zweiter, den ich noch nie gesehen habe und den die Feldgrauen mir nennen müssen — Ludendorff — der treue Helfer, die rechte Hand des Meisters.

Eine reiche Stunde! Alle so versammelt zu sehen auf diesem kostbar gewordenen Erdenfleck — alle, auf die wir Deutsche uns verlassen können, wie die Redlichen auf das ewige Leben.

Nun plötzlich eine klirrende Bewegung. Was ist das? Wie ein beschwingter Sturmlauf sieht es aus. Die Flügel der stählernen Mauer drehen sich gegen die Mitte hin — der Kaiser will zu seinen Truppen sprechen — sie formen das Viereck um ihn her.

Ein herrliches Friedensgemälde inmitten des Krieges! Wo ist der große Künstler, um es festzuhalten für alle Zeiten? Diese dicht geschlossene

Riesenhecke aus grauem Stahl, durchhämmert von den tausend Pulsschlägen des deutschen Lebens und seiner gesunden Kraft! Frohe Erwartung in allen Gesichtern, ein stolzes und freudiges Blitzen in allen Augen. Hoch aufgerichtet steht der Kaiser. Kräftig und klar, vernehmlich in jeder Silbe, klingt seine Stimme über den weiten, stillen Raum. Er sagt: daß er gekommen wäre, um seinen treuen, tapferen Truppen persönlich für die große Tat zu danken, die sie vollführten in überraschend kurzer Zeit. Er dankt den Führern des siegreichen Heeres und dankt den Getreuen und Opferfreudigen in der Heimat. Der beharrliche, tapfere Kampf im Felde, der Glaube, die Zuversicht und das unerschütterliche Gottvertrauen in der Heimat — das gehört zusammen, so muß es sein, und weil es so ist, drum ist der Sieg bei uns.

Das Hurra, das die Truppen ihrem Kaiser bringen, flutet brausend über das weite Feld. Dann spielt die Musik das „Heil dir im Siegerkranz", und die Feldgrauen singen es leise mit.

Dann gleitet alles auseinander, die Wagen des Kaiserzuges rollen unter dem feinen Regenstaub davon, gegen Nowo-Georgiewsk, vorüber an neuen Schwärmen von Gefangenen, die sich, seit die Straße gesperrt war, an den Ufergehängen

des Flusses angesammelt haben zu malerisch wirkenden Gruppen. Ein Gewoge von Köpfen, ein Gewimmel von Braun in Braun. Man muß bei diesem Anblick an biblische Vergangenheiten denken, an Szenen und Bilder des in der Wüste verirrten Volkes von Israel, das zu Füßen des Berges Sinai gelagert war, scheu emporblickte zu den Flammen des Wettergewölks und sehnsuchtsvoll auf eine Kunde der Erlösung harrte.



Ullstein & Co
Berlin SW 68



0 5 10 15 Kilom.
Cieplice
Piskorowice
San
Grodisko
Trynczа
Sieniа
Wislok
Gniewczyna
Gorliczyna
Przeworsk
Pelkinie
JAROSLAU
Zarzecze
Pruchnik
Rokietnic
Kos
Babice n.s.
Krzywcza
Bachów
Krasic
Olszany
Bircza
Fredropolki
Rybotycze
Trzcianiec
Wojtkowa
Ropienka
Liskowate
Olszanica
Stefkowa
Ustrzyki
Butyny
Rata
Dworce
Biala
Lubella
Swinia
Derewnia
Bojaniec
Dobrosin
Turynka
Zeldec
ZOLKIEW
Glinsko
Dzibulki
Macoszyn
Mokrotyn
Mierzwica
Kulików
Zarudce
Zaszków
Zawadów
Dublany
Brzuchowice
Rzesnapolska
320
Zniesienie
LEMBERG
Kulparkow
Winniki
Sichów
Basiowka
Sokolniki
Stawczany
Nawarya
Glinna
Dawidów
Pustomyty
Szczerzec
Szczerzec
Zubrze
Dornfeld
Brodki
Czerkasy
Demnia
Drohowyże
Mikolajów
Rozwadów
Rozdol
Rudniki

Bo



